



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Deutsches Kolonistenleben im Staate Santa Catharina in Süd-Brasilien**

**Leyfer, Hermann**

**Hamburg, 1900**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-11397**

IX. c. 6764 Nr. 10.

Deutsches Kolonistenleben  
im Staate Santa Catharina  
in  
Süd-Brasilien  
von  
Hermann Jensen.

Mit einem Vorwort von H. W. Selhn.



Hamburg 1900.

Verf. und Verlag von H. C. Vorstedt (Hamburg-Geest).

colorchecker CLASSIC

xrite

IX. c. 6764 Nr 10.

# Deutsches Kolonistenleben

im Staate Santa Catharina

in

## Süd-Brasilien

von

Hermann Jenfer.

Mit einem Vorwort von A. W. Sellin.



Hamburg 1900.

Druck und Verlag von H. D. Perstehl (Gutenberg-Haus).

Wolm  
S  
im S

Helmolt 1900.

Deutsches Kolonistenleben  
im Staate Santa Catharina

in

Süd-Brasilien

von

Hermann Jenfer.

Mit einem Vorwort von A. W. Sellen.



Hamburg 1900.

Druck und Verlag von H. D. Perlehl (Gutenberg-Haus).

IX.c.6764-10



## Vorwort.

Der Herr Verfasser hatte die Freundlichkeit, mir das Manuscript der nachfolgenden Druckchrift zur Durchsicht und Meinungsäußerung vorzulegen.

Ich habe mich dieser Aufgabe gern unterzogen und dabei die angenehme Ueberzeugung gewonnen, daß die Leyfer'sche Schrift in jeder Beziehung geeignet ist, einen von mir im praktischen Kolonisationsdienst häufig empfundenen Mangel zu beseitigen, nämlich den Mangel eines zuverlässigen Führers für diejenigen Auswanderer, welche sich im Norden des Staates Santa Catharina in Südbrazilien anzusiedeln beabsichtigen.

Es fehlt in der reichen Brasil-Literatur ja nicht an brauchbaren geographischen und sonstigen wissenschaftlichen Werken, Monographien, Reisebeschreibungen, Erzählungen u. s. w.; aber alle diese literarischen Erzeugnisse sind aus mehr als einem Grunde für den Auswanderer nicht die geeignete Lektüre, auch meistens viel zu theuer. Als Ausnahme könnte ich höchstens gelten lassen „Rio Grande do Sul von Dr. Hermann von Ihering, Verlag von Paul Genschel, Gera 1895“ und „Rathschläge für Auswanderer nach Südbrazilien, Allgemeine Verlags-Agentur Berlin 1898. Vierte Auflage“.

Aber da diese Schriften fast ausschließlich auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse im Staate Rio Grande do Sul Bezug nehmen, im Norden von Santa Catharina aber in Folge des heißeren Klimas wesentlich andere Vegetations- und Produktions-Verhältnisse vorherrschen, so haben sie für den nach dem letzteren Gebiete Auswandernden nur beschränkten Werth.

In der Leyfer'schen Schrift dagegen ist Alles enthalten, was ein solcher Auswanderer wissen muß, um sich schon in Deutschland ein klares Bild von seiner zukünftigen Thätigkeit und von den rechtlichen und wirthschaftlichen Bedingungen, unter welchen er fortan zu leben haben wird, entwerfen zu können.

Da giebt es keine Schönfärberei, keine Verheimlichung bestehender Uebelstände; sondern klar und präzise schildert der Verfasser als ehemaliger Jurist die allgemeinen Verhältnisse in seiner Adoptivheimath, namentlich nach

ihrer rechtlichen Seite hin, und wird damit hoffentlich manche Voreingenommenheit beseitigen, die heute noch in Europa gegen jene junge Republik besteht.

Aber mit derselben Klarheit und Zuverlässigkeit weiß der Verfasser als ehemaliger Kolonist die eigentliche Thätigkeit des Catharinenser Urwaldbauern darzustellen und giebt dem letzteren damit einen unschätzbaren, schon lange vermißten Führer an die Hand.

Möchte die Schrift nach dieser Richtung hin volle Würdigung finden, nebenher aber dazu beitragen, die vielen gänzlich ungeeigneten Elemente, welche sich nach Südbrasilien in der thörichten Hoffnung begeben, dort ohne große Mühe reichen Erwerb und ein behagliches Leben zu finden, von dem ernststen Schritt der Auswanderung abzuhalten.

H a m b u r g, im November 1900.

A. W. S e l l i n.

## Einleitung.

Nirgends auf der Welt sind dem Deutschthum gleich zukunftsreiche Aussichten geboten, wie in Südbrasilien, wo fast 30 % der Bevölkerung deutscher Abstammung sind, und deren Bedeutung im wirthschaftlichen Leben dies numerische Verhältniß weit übertrifft.

In Deutschland aber fehlt noch allzu sehr die Erkenntniß, welch' hohe Bedeutung Südbrasilien für das Deutschthum der Zukunft hat, für jenes Deutschthum, welches wie das Angelsachsenthum über die staatlichen Grenzen des Mutterlandes hinauswächst und sich wie dieses in andern Welttheilen eine neue, größere Heimath schaffen wird.

Mag Kapital und Industrie auch in Asien und Afrika lohnende Anlage finden, dem Deutschthum als Volksthum bieten diese Erdtheile mit ihrer Uebervölkerung oder ungesundem Klima wenig oder nichts.

In Südamerika sind im Innern unermessliche Länder, von der Natur auf das verschwenderischste ausgestattet und mit einem dem Europäer zuträglichen Klima, welche, noch fast unbewohnt, unzählige Millionen fleißiger Bewohner aufnehmen können. Dem Volksthum, welches hier einst Fuß fassen und sich zur staatlichen Macht in friedlicher Kulturarbeit entwickeln wird, gehört die Zukunft dieses Welttheils.

Den Schlüssel zu jenen Ländern bilden die Südstaaten Brasiliens, und unter ihnen in erster Linie der Staat St. Catharina, durch welchen die kürzeste und bequemste Verbindungslinie vom Hafen São Francisco aus in das Innere führt. Hier liegen die großen blühenden, deutschen Kolonien Joinville und Blumenau, deren Bewohner trotz der Liebe zur neuen Heimath deutsch in Sprache und Sitte geblieben sind, und im Anschluß an diese Kolonien hat die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft m. b. H. von der Staatsregierung ein Gebiet zur Besiedlung erworben, welches von der Größe des Großherzogthums Oldenburg sich weit hinein in das Innere des Staates erstreckt und durch Fruchtbarkeit, Milde des Klimas und durch seine zukunftsreiche, geographische Lage sich ganz besonders zur Aufnahme deutscher Auswanderung eignet.

Wenn diese jetzt auch stockt, sie wird und muß, vielleicht schon in kurzer Zeit, wiedereinsetzen, darüber ist man auch in Deutschland trotz des gegenwärtigen wirthschaftlichen Aufschwunges nicht im Zweifel; dann aber wird es von der größten Wichtigkeit sein, daß sich die Ueberzeugung in allen deutschen

Schichten Bahn gebrochen hat, daß in Südbrasilien der Boden ist, wo die deutschen Auswanderer ihrem Volksthum erhalten bleiben, ja, wo dem Deutschthum eine herrliche Zukunft winkt.

Hierzu will auch die vorliegende Schrift beitragen, deren Verfasser als Redakteur einer deutsch-brasilianischen Zeitung seit Jahren allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens im Lande folgt; sie will ihren Lesern die Zustände vorführen, unter denen hunderttausende Deutsche hier leben, und eine Schilderung des Lebens geben, welches des deutschen Einwanderers als Kolonisten im brasilianischen Urwald harret.

Der Verfasser will aber Niemand verleiten, die deutsche Heimath zu verlassen und Brasilien aufzusuchen, als ein Zauberland, in welchem man mit leichter Mühe und etwas Pfißigkeit in kurzer Zeit Reichthümer sammelt. Gerade diesen überschwenglichen Erwartungen, welchen hier bittere Enttäuschung folgen würde, soll diese Schrift durch eine wahrheitsgetreue Schilderung der Verhältnisse, wie sie der Einwanderer hier vorfindet, entgegentreten. Nur zu oft kommen hier Leute an, welche, durch phantastische Vorstellungen verführt, in der Jagd nach dem Glück, welches sie in mühelosem Erwerb von Reichthum suchen, drüben eine gesicherte Existenz und guten Erwerb aufgaben und hier angelangt nicht die Fleischtöpfe Egyptens für sie bereit gestellt, sondern alles ganz anders antreffen, als sie es sich drüben ausgemalt hatten. Diese Enttäuschten, welche das erträumte mühelose Glück hier nicht fanden, kehren in der Regel, nachdem sie kaum Brasiliens Boden betreten und nur gesehen haben, daß man auch hier arbeiten und Entbehrungen ertragen muß, um vorwärts zu kommen, schleunigst wieder, wenn es ihre Mittel gestatten, in die alte, leichtfertig von ihnen verlassene Heimath zurück und wissen dort nicht schlecht genug von jenem Lande zu sprechen, welches sie in den wenigen Tagen oder Wochen ihres Aufenthalts nicht kennen gelernt haben.

Solchen Enttäuschungen, welche nur zur Discreditirung dieses Landes dienen, in welchem hunderttausende deutscher Landsleute sich eine behagliche Existenz geschaffen haben, will diese Schrift nach Möglichkeit vorbeugen und, allen unberechtigten Klagen entgegentretend, einen Einblick gewähren in das Loos, welches die Einwanderer hier erwartet, damit jeder Auswanderungslustige sich prüfen kann, ob er sich in dasselbe finden wird und sich den hier an seine physische Kraft und moralische Energie gestellten Anforderungen gewachsen fühlt.

Als Hauptaufgabe aber hat sich der Verfasser in der vorliegenden Schrift gestellt, dem neuen Ansiedler im brasilianischen Urwald einen Leitfaden zu bieten, welcher ihm bei der ersten Einrichtung seiner Wirthschaft als Wegweiser dienen kann und ihn befähigt, sich möglichst schnell in die neuen Verhältnisse einzuleben.

In Erfüllung dieser ihrer doppelten Aufgabe, zur Aufklärung und Unterweisung zu dienen, giebt die Schrift zunächst eine kurz gedrängte Uebersicht über die staatlichen Einrichtungen des Landes, seine Verfassung, Verwaltung, Justiz, Polizei, Besteuerung *zc.*, um die völlig irrige Auffassung zu widerlegen, als ob Brasilien ein Land ohne Recht und Gesetz, ohne Schutz für Leben und Eigenthum sei, und damit die Einwanderer durch Kenntniß der Grundzüge des

öffentlichen Lebens sich schneller heimisch fühlen können in dem Lande, mit welchem sie ihr und ihrer Familie Geschick verknüpft haben.

Hieran mußte sich eine Schilderung von Land und Leuten, vom Boden und Klima, vom Urwald und seinen Bewohnern anschließen, um den Colonisten mit seiner neuen Umgebung vertraut zu machen.

Ein besonderer Theil der Schrift ist einer eingehenden Schilderung des Lebens und der Arbeit im Urwald während der ersten Jahre der Ansiedlung gewidmet, womit eine Anleitung zur ersten Einrichtung und eine Vorführung der Fehler verbunden sind, welche von den Einwanderern gewöhnlich gemacht werden, und deren üble Folgen der Verfasser in achtjähriger Thätigkeit als Colonist im Urwald selber durchgekostet hat.

Endlich aber war auch nöthig, dem neuen Ansiedler als Anleitung für seine künftige Thätigkeit als brasilianischer Landwirth eine kurze Beschreibung der wichtigsten hier gebauten Pflanzen und ihrer Culturen zu geben.

Mit dieser ihrer Aufgabe war zugleich auch eine Einschränkung für diese Schrift gegeben. Als Leitfaden mußte die Darstellung möglichst gedrängt und übersichtlich sein, und da sie vorzugsweise für den neuen Ansiedler im Urwalde bestimmt ist, wurde Ackerbau und Viehzucht auch nur im Rahmen dieses Zweckes behandelt.

Zu Grunde gelegt wurden der Schrift, wie schon ihr Titel besagt, die Verhältnisse, wie sie der Einwanderer in der Colonie Hansa, dem Colonisationsgebiet der Hanseatischen Colonisations-Gesellschaft, vorfindet, welche zur Zeit die einzige Gesellschaft ist, die Einwanderer aus Deutschland nach diesem Staate befördert.



## I. Von den Staatlichen Einrichtungen und dem Deutschthum im Allgemeinen.

Brasilien, welches an Größe Deutschland um das funfzehnfache übertrifft, ist im Jahre 1500 von dem Portugiesen Cabral entdeckt und drei Jahrhunderte hindurch von Portugal aus als Kolonie verwaltet worden, bis es sich 1822 vom Mutterlande löstrennte und als selbständiges Kaiserreich erklärte. Durch eine unblutige Militärrevolte wurde am 15. November 1889 die Monarchie gestürzt und die Republik erklärt.

Brasilien ist kein Einheitsstaat, sondern ein Bundesstaat, indem bei Einführung der Republik die früheren Provinzen des Reiches selbständige Staaten wurden, welche ebenso wie der Bund ihre Verfassung und eigene Verwaltung, Gesetzgebung und Rechtspflege haben. Die Staaten wieder setzen sich zusammen aus autonomen Municipien oder Gemeinden.

### 1. Die Verfassung.

#### a) Im Bund.

Die brasilianische Verfassung ist in demokratischem Geiste redigirt und der Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildet. Alle Gewalt im Staate wird zurückgeführt auf den Volkswillen, welcher sich in Wahlen kundgiebt. Die Souveränität ruht beim Volke. Ihre Organe sind die ausführende, die gesetzgebende und die richterliche Gewalt, welche nach der Verfassung gleichwerthig und von einander unabhängig sind. An der Spitze der ausführenden Gewalt, der Regierung, steht der Bundespräsident, welcher vom Volke in direkter Wahl auf 4 Jahre gewählt wird. Er allein ist in letzter Linie für die Verwaltung des Bundes verantwortlich. Die Minister werden von ihm unabhängig von der Majorität des Parlaments ernannt und entlassen. Er ist oberster Kriegsherr, erklärt Krieg und Frieden — bei Angriffskriegen nach vorhergehender Autorisation durch das Parlament —, schließt mit auswärtigen Mächten Verträge, welche aber dem Parlament zur Genehmigung vorzulegen sind, verhängt bei inneren Unruhen und bei Kriegzeiten den Belagerungszustand über das Land und hat das Begnadigungsrecht. Alljährlich hat er dem Parlament von seiner Geschäftsführung Rechenschaft abzulegen.

Die Beschlüsse der gesetzgebenden Gewalt bedürfen zur Gesetzeskraft seiner Genehmigung, Sanction. Verweigert er diese, so wird der Beschluß dennoch Gesetz, wenn in beiden Häusern des Parlaments sich zwei Drittel Majorität für denselben ausspricht.

Die gesetzgebende Gewalt des Bundes wird ausgeübt durch das Parlament, den Bundeskongreß, welcher aus zwei Häusern, der Deputirtenkammer und dem Senate besteht. Die Mitglieder werden direct vom Volke gewählt, und zwar die Senatoren auf neun, die Deputirten auf drei Jahre. Wählbar ist jeder brasilianischer Bürger für den Senat, wenn er das Bürgerrecht seit sechs Jahren, für die Kammer, wenn er es seit vier Jahren besitzt.

Die Mitglieder des Kongresses beziehen an Diäten pro Tag Rs. 75\$000 (spr. 75 Milrreis) und können während ihres Mandats ohne Bewilligung des Hauses, dem sie angehören, weder festgenommen noch strafrechtlich verfolgt werden.

Jeder Staat wählt drei Senatoren, dagegen richtet sich die Zahl der in den einzelnen Staaten zu wählenden Deputirten nach ihrer Bevölkerungszahl.

Die Gesetzgebung des Bundes erstreckt sich auf Feststellung seines Jahresbudgets, das Münz-, Maaß- und Gewichtswesen, auf die Abgrenzung der Staaten unter einander, auf den Beschluß über Krieg und Frieden, die Verträge mit auswärtigen Mächten, das Post- und Telegraphenwesen, das Heerwesen und die Flotte, die Verhängung des Belagerungszustandes, das Civil-, Handels- und Strafrecht, die Förderung von Ackerbau, Handel und Industrie, Einwanderung, höheren Unterricht u. s. w.

Ueber die richterliche Gewalt des Bundes wird an anderer Stelle im Zusammenhang mit dem Justizwesen überhaupt gehandelt.

#### b) Im Staate Sta. Catharina.

Die ehemaligen Provinzen des Kaiserreichs sind unter der Republik zu selbständigen Staaten geworden. Ein Eingreifen der Bundesgewalt in die Angelegenheiten der Staaten ist in der Verfassung ausdrücklich verboten und nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen gestattet.

Die innere Organisation ist den Staaten überlassen, nur darf ihre Verfassung nicht dem Föderativsystem und der republikanischen Staatsform widersprechen und muß im Einklang stehen mit den Principien der Bundesverfassung.

Die Verfassungen der Einzelstaaten differiren daher von einander in manchen Punkten sogar recht erheblich. Die Verfassung von Sta. Catharina schließt sich aber genau der Bundesverfassung an und ist wie diese in überaus freiheitlichem Sinne abgefaßt.

Sie wiederholt das Princip der Volkssouveränität und die hierauf gebaute Theilung und Organisation der Gewalten.

Die Regierungsgewalt wird ausgeübt durch den Governador, welcher durch directe Volkswahl auf vier Jahre gewählt wird. Seine Befugnisse und Pflichten sind analog denen des Bundespräsidenten geordnet. Auch er trägt die volle Verantwortung für den Gang der Verwaltung. Seine Minister, Staatssecretäre genannt, hängen nur von seiner Wahl ab und können jederzeit von ihm entlassen werden. Den Beschlüssen des Parlaments gegenüber hat er, wie der Bundespräsident, suspensives Veto.

Die gesetzgebende Gewalt im Staat übt der Staatscongreß aus, welcher nur aus einer Volksvertreter-Versammlung besteht. Seine Mitglieder, Deputirte, werden in direkter Wahl vom Volke auf drei Jahre gewählt und erhalten

während der Session täglich Rs 15\$000 (spr. 15 Milreis) Diäten. Wählbar ist jeder von Geburt brasilianische Bürger nach zweijährigem Aufenthalte im Staate, der naturalisirte nach vierjährigem Aufenthalt.

Der Staatscongregß hat das Staatsbudget jährlich aufzustellen und die Gesetzgebung über alle Gegenstände, welche nicht, wie z. B. das Militärwesen, die auswärtige Vertretung, Civil-, Handels-, Strafrecht und gewisse Steuern und Zölle dem Bunde zur Regelung vorbehalten sind oder zur Autonomie der Municipien gehören.

### c) In den Municipien.

Der Staat Sta. Catharina ist eingetheilt in Municipien, Gemeinden, welchen durch die Bundesverfassung Autonomie, d. h. vollständige Unabhängigkeit in Verwaltung und Regelung ihrer Angelegenheiten garantirt ist. Die Regierungsgewalt, d. h. die Verwaltung im Municip führt der Superintendent (Bürgermeister). Er wird auf vier Jahre vom Volke gewählt und bedarf nicht einer Bestätigung durch die Regierung, welche sich auch in seine Geschäftsführung, soweit sie sich innerhalb der municipalen Autonomie bewegt, nicht im Mindesten hineinmischen darf. Der Superintendent ernennt die Beamten für die Verwaltungs- und Kassengeschäfte und führt sein Amt in vielen Municipien als unbesoldetes Ehrenamt. Monatlich muß er der gesetzgebenden Gewalt im Municip Bericht über seine Verwaltungsthätigkeit erstatten und vierteljährlich Abrechnung leisten.

Die gesetzgebende Gewalt im Municip ist die Municipalkammer (Gemeindevertretung; ihre Mitglieder, Municipalräthe, Conselheiros, Stadtverordnete) werden vom Volke auf vier Jahre gewählt. Ihre Zahl schwankt je nach der Einwohnerzahl zwischen 5 und 9.

Diese Gemeindevertretung stellt alljährlich das Haushaltungsbudget fest, schreibt die Steuern aus, kann Anleihen aufnehmen und übt die Gesetzgebung über alle dem Municip eigenen Angelegenheiten. Sie erläßt Verordnungen über Gesundheitswesen, Wegebau, Wasserleitung, Beleuchtung, Schulwesen, Armenpflege, öffentliche Sicherheit u. s. w.

Diese Verordnungen werden Posturas genannt und dürfen für den Uebertreter Geldstrafen bis 50 Milreis und Gefängnißstrafen bis zu 30 Tagen festsetzen.

Die Beschlüsse der Municipalkammer bedürfen aber der Sanction des Superintendenten. Im Falle der Verweigerung hat die Kammer noch einmal Beschluß zu fassen, und nimmt sie den Entwurf wieder mit zwei Drittel Majorität an, so wird er auch ohne Genehmigung des Superintendenten zum Municipalgesetz.

Einer Genehmigung oder Bestätigung dagegen seitens der Regierung bedürfen die Acte der Municipalkammer so wenig, wie die des Superintendenten. Sollten solche Acte aber offenbar bestehenden Bundes- oder Staatsgesetzen widersprechen, so können sie vom Governador provisorisch suspendirt werden, die definitive Entscheidung gebührt dann dem Staatscongregß.

Diese Selbstverwaltung der Gemeinden ist die Krone der demokratischen Verfassung Brasiliens und die sicherste Schutzwehr für die Erhaltung des Deutschthums in den aus deutschen Kolonien hervorgegangenen Municipien.

Dieselben können sich Dank der municipalen Autonomie im Geiste deutscher Verwaltungsgrundsätze und im deutschen Gemeinfinn entwickeln.

Wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß das politische Parteiwesen des Landes selbst in die deutschen Municipien hineingedrungen ist und hier heftige Gegensätze geschaffen hat, die namentlich bei politischen Wahlen scharf aufeinanderplätzen, so ist doch anzuerkennen, daß die deutsche Auffassung über die Aufgabe jeder öffentlichen Verwaltung mehr oder weniger maßgebend geblieben ist. Eine Verschleuderung des Gemeindeeinkommens in Begünstigung der Anhänger der regierenden Partei, wie sie sonst in Brasilien gäng und gäbe ist, findet in den deutschen Municipien nicht statt, im Gegenteil wird mit aller Sparsamkeit und Redlichkeit die Verwaltung geführt. Begünstigungen, welche allerdings auch hier nicht ausgeschlossen sind, übersteigen doch das Maß der selbst in Deutschland üblichen nicht, und ihr Uebermaß würde selbst bei der eigenen Partei Mißbilligung und Einschränkung finden. Ebenso macht sich der deutsche Gerechtigkeitsfinn geltend, und geht es auch hier ohne Parteilichkeit und Schikanirung der Gegner nicht ab, so würde doch eine offenbare Vergewaltigung nie in der öffentlichen Meinung einen Schutz finden.

Die Verfassung des Bundes, des Staates und der Municipien garantiert also den Bürgern die weitgehendsten politischen Rechte und Freiheiten, vielleicht weitergehend, als die Bevölkerung für sie reif ist. Wenn diese Rechte und garantierten Freiheiten von den Behörden nicht immer respektirt werden, so liegt dies nur daran, daß die Bevölkerung sich von einigen Berufspolitikern, deren Kreaturen dann sich als die Herren aufspielen, am Gängelbände führen läßt.

## 2. Die Verwaltung.

### a) Das Steuerwesen.

Die Bundesverfassung hat dem Bunde zur Bestreitung seiner Ausgaben gewisse ihm ausschließlich zustehende Einnahmequellen überwiesen, deren wichtigste der Importzoll ist. Er ist sehr hoch und erreicht für viele Waaren die Höhe ihres Wertes. Daneben sind in letzter Zeit eine Menge Konsumsteuern geschaffen worden, welche besonders durch die Form ihrer Erhebung, das Bekleben der einzelnen steuerpflichtigen Objecte mit Stempelmarken (sellos), allgemeinen Unwillen im Volke hervorgerufen haben und doch nur einen im Verhältniß der dadurch geschaffenen Belästigung von Handel, Gewerbe und Industrie geringfügigen Ertrag der Bundeskasse liefern. Sehr lästig für den Rechtsverkehr ist die Stempelsteuer des Bundes, welche übrigens die Einzelstaaten mehr oder weniger usurpirt hatten. Doch ist im vergangenen Jahre ein Bundesgesetz erlassen worden, nach welchem alle Verträge und Rechtsakte, die sich nach Bundesgesetzen regeln, mit dem Bundesstempel versehen sein müssen.

Ebenso wie der Bund hat auch der Einzelstaat seine besonderen Steuern, welche jener nicht erheben darf. Unter ihnen nimmt im Budget aller brasilianischen Staaten der Exportzoll die erste Stelle ein. Ausschließlich dem Einzelstaate vorbehalten sind ferner die Gewerbe- und Industriesteuer, die Grund- und Miethssteuer und die Abgaben bei Uebertragung von Grundeigenthum. Letztere ist im Staate Sta. Catharina auf die Municipien übergegangen, und eine

staatliche Grundsteuer wird nicht erhoben. Die Miethssteuer in den Städten beträgt hier 12% vom Miethswert. Außerdem besteht eine Stempelsteuer, der namentlich die Gesuche und Eingaben an die staatlichen und municipalen Behörden unterliegen. Seit einigen Jahren ist zu dem noch eine Kapital- oder Vermögenssteuer von  $\frac{1}{2}$  Prozent eingeführt, von welcher aber der kleine ländliche Grundbesitz unter 3000 Milreis Bodenwerth befreit ist.

Der Kolonist, welcher nicht ein größeres Vermögen besitzt oder nicht zugleich Geschäftsmann oder Handwerker ist, der mit Gesellen arbeitet, hat demnach weder an den Bund, noch an den Staat Steuern zu entrichten. Natürlich sind hiermit nur direkte Steuern gemeint; denn die Import- und Exportzölle fallen naturgemäß beim Ein- und Verkauf von Waaren auch auf den Kolonisten als Konsumenten und Produzenten zurück. Direkte Abgaben entrichtet er nur an seine Gemeinde, das Municip. Die Steuergesetzgebung der Municipien ist sehr verschieden; doch können sich die Kolonisten nirgends über eine zu hohe Belastung beklagen. Erhoben wird z. B. in Joinville eine Wagensteuer von 5 Milreis, eine Reitpferdsteuer von 2 Milreis, eine Brennereisteuer von 5—8 Milreis, eine Landsteuer zur Unterhaltung der Wege von 8 Milreis für ein Grundstück von 60 Morgen und für jeden weiteren Morgen 30 Reis. Außerdem hat jeder Kolonist die Gräben an der Landstraße vor seinem Grundstück zweimal im Jahr vom Grasswuchs zu reinigen.

In den neuangelegten Kolonien fallen auch diese Steuern fort, so lange dieselben noch nicht in die municipale Verwaltung eingeschlossen sind, was immer erst nach mehreren Jahren geschieht.

#### b) Das Justizwesen.

Wie schon weiter oben erwähnt wurde, ist die Gesetzgebung über das materielle Recht, Civil-, Straf- und Handelsrecht dem Bunde vorbehalten, dagegen steht die Regelung des Prozeßverfahrens und der Organisation der Gerichte den Staaten zu. Doch hat die Bundesverfassung zur Garantie einer unparteiischen Rechtspflege das Institut der Geschworenen und die Unabsetzbarkeit der Richter, wie sie schon unter der Monarchie bestand, beibehalten und insoweit der staatlichen Gesetzgebung auf diesem Gebiete Schranken gezogen. Die Gerichte sind also Staatsbehörden.

#### Der Friedensrichter (Juiz de paz).

Alle vier Jahre wählen die Bürger in den einzelnen Municipien nach allgemeinem Stimmrecht vier Friedensrichter, von denen jeder ein Jahr zu amtiren hat, und welche sich während ihrer Amtsperiode gegenseitig vertreten.

Wählbar als Friedensrichter ist jeder Bürger, der älter als 21 Jahre und der Landessprache in Schrift und Wort mächtig ist. Er bezieht keinen Gehalt, sondern bekommt nur die für seine Amtshandlungen vorgeschriebenen Gebühren.

In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ist der Friedensrichter zuständig bei Objecten bis zu Rs. 300\$000.

Trunkenbolde und Personen, welche die öffentliche Stille, Ruhe und Sicherheit gefährden oder verletzen, kann er zur Unterzeichnung eines so-

genannten termo de bem viver (Verpflichtung zum ordentlichen Lebenswandel) oder termo de segurança (Verbürgung der Nichtgefährdung einer Person) verurtheilen, wonach dieselben für den Fall eines künftigen Vergehens genannter Art ohne gerichtlichen Urtheilsspruch nach Anhören von Zeugen in Haft- und Geldstrafe genommen werden können.

Bei Strassachen hat er über den Thatbestand ein Protokoll aufzunehmen und das Verfahren bis zur Gerichtsverhandlung vorzubereiten, soweit die Urtheilsfällung zur Kompetenz des Korrektionsgerichtes gehört.

### **Das Korrektionstribunal (tribunal correccional).**

Dasselbe ist nur Spruchgericht in Strassachen, welche nicht mit höherer Strafe als Geldstrafe von Rs. 500\$000 oder Gefängnißstrafe bis zu sechs Monaten bedroht sind. Eine Ausnahme von dieser Regel machen die Fälle leichter Körperverletzung, welche nach neuestem Staatsgesetz immer von den Schwurgerichten abgeurtheilt werden sollen.

Das Korrektionstribunal wird zusammengesetzt aus dem Friedensrichter als Vorsitzendem und drei Geschworenen. Die Entscheidung erfolgt nach Stimmenmehrheit; bei Gleichheit der Stimmen gilt der Angeklagte als freigesprochen.

Die Geschworenen des Korrektionsgerichtes werden aus der bei den Schwurgerichten zu erwähnenden Geschworenenliste durch Ausloosung unter den dem Gericht Nächstwohnenden bestimmt.

### **Der Rechtsrichter (Juiz de direito).**

Der wichtigste richterliche Beamte ist der Rechtsrichter; sein Gerichtsbezirk wird Comarca genannt und umfaßt oft mehrere Municipien. Er ist ein studirter Richter, wird lebenslänglich angestellt und kann nur auf Antrag versetzt werden. In Abwesenheit oder sonstigen Verhinderungsfällen wird er vertreten durch Supplenten, zu welchen durch den Governador geeignete Bürger jeden Berufs auf vier Jahre ernannt werden.

Der Rechtsrichter ist Berufungsinstanz gegen die civilrechtlichen Entscheidungen des Friedensrichters und Beschwerdeinstanz gegen dessen sonstige Verfügungen.

In erster Instanz entscheidet der Rechtsrichter alle nicht zur Kompetenz des Friedensrichters gehörenden Rechtsstreitigkeiten.

Ferner ist er die zuständige Behörde für Ehescheidungsklagen, Waisen- und Vormundschaftssachen, Erbschaftsregulirungen. Alle Klagen gegen den Staats- und Municipalfiskus sind bei ihm anhängig zu machen.

In Strassachen, welche nicht zur Kompetenz des Korrektionstribunals gehören, hat er die gerichtliche Voruntersuchung zu führen, Haussuchungen und Festnahmen anzuordnen, Kautionsleistung anzunehmen und überhaupt das Prozeßverfahren bis zur Installirung des Schwurgerichts zu leiten.

### **Das Schwurgericht (Jury).**

Seine Kompetenz umfaßt alle Strassachen, welche nicht vor das Korrektionsgericht oder Spezialgerichte gehören. Es wird aus dem Rechts-

richter als Vorsitzendem, der in dieser Eigenschaft nur durch studirte Juristen als Supplenten vertreten werden kann, und 12 Geschworenen (jurados) zusammengesetzt. Geschworener kann jeder Bürger sein, der die Landessprache lesen und schreiben kann. Alljährlich soll vom Friedensrichter ein Verzeichniß aller zum Geschworenenamt berechtigten Bürger zusammengestellt, veröffentlicht und dann dem Rechtsrichter übersandt werden, der auf Grund dieser Liste und etwaiger Reklamationen eine Geschworenenliste aufstellt und diese für neue Reklamationen nochmals zu veröffentlichen hat. Aus dieser, eventuell noch berichtigten Geschworenenliste werden in öffentlicher Sitzung vor jeder Schwurgerichtsperiode 48 Geschworene ausgelooft. Vor jeder Schwurgerichtsverhandlung wird dann aus ihnen durch Ausloofung von 12 Geschworenen die Geschworenenbank gebildet, wobei der Angeklagte wie der Staatsanwalt umschichtig ein jeder 12 Geschworene ablehnen kann.

### Das Ober-Tribunal (Tribunal superior).

Das Ober-Tribunal ist die Beschwerde-, Berufungs- und Revisionsinstanz gegen die Entscheidungen und Verfügungen des Rechtsrichters, des Korrektionstribunals und des Schwurgerichts.

Will man einen Vergleich mit deutschen Richtern ziehen, so könnte man den Friedensrichter als Amtsrichter, das Korrektionstribunal als Schöffengericht, den Rechtsrichter als Landgericht, das Schwurgericht als Schwurgericht und Strafkammer und das Ober-Tribunal als Berufungsinstanz gegen die Entscheidungen des Korrektionstribunals den Strafkammern resp. Strassenaten und im Uebrigen den Oberlandesgerichten gleichstellen.

### Der Staatsanwalt.

Den Gerichten beigegeben ist ein Staatsanwalt (promotor publico), der in Strafsachen dieselben Funktionen hat, wie der deutsche Staatsanwalt, aber auch bei Civilgerichtssachen Befugnisse ausübt, die dem deutschen Staatsanwalt fremd sind, so seine Mitwirkung bei Erbschafts-, Vormundschafts-, Konkurs-, Fiskalsachen.

### Gerichtsschreiber und Notar.

Die Beglaubigung von Schriftstücken erfolgt durch den Tabellião (Notar), welcher gewöhnlich zugleich die Funktionen eines Gerichtsschreibers ausübt. Auch führt er die Register über das Grundeigenthum und die Hypotheken.

### Die Bundesgerichtsbarkeit.

Neben diesen staatlichen Gerichten übt auch der Bund eine gewisse genau abgegrenzte Gerichtsbarkeit aus. Die Organe derselben sind je ein Bundesrichter (juiz seccional) in den einzelnen Staaten und das Bundes-Ober-Tribunal (Supremo Tribunal Federal) in Rio de Janeiro.

Die Bundesrichter, Seccionalrichter, sind studirte Juristen und zuständig für Streitigkeiten, welche auf der Bundesverfassung fußen, oder bei der die Bundesregierung oder der Bundesfiskus Partei ist, ferner für seerechtliche Streitig-

keiten und für politische Vergehen. Bei Strassachen bildet sich ein Schwurgericht analog dem staatlichen Schwurgericht, dessen Vorsitzender dann der Seccionalrichter ist.

Das Bundes-Ober-Tribunal in Rio de Janeiro setzt sich zusammen aus 15 Ober-Tribunalsrätthen, welche aber nicht Juristen zu sein brauchen, sondern vom Bundespräsidenten unter Zustimmung des Senats aus angesehenen Bürgern auf Lebenszeit ernannt werden. Gewöhnlich werden Senatoren, frühere Minister und hohe Beamte ausgewählt.

Dieser höchste Gerichtshof ist aber nicht etwa die oberste Instanz für alle Rechtsstreitsachen, etwa ein oberstes Revisionsgericht, wie das Reichsgericht in Deutschland, sondern in erster Instanz Gerichtshof für den Bundespräsidenten, die Minister und die Staaten, und Berufungsinstanz gegen die Entscheidungen der Seccionalrichter. Gegen die Entscheidungen der staatlichen Ober-Tribunale ist das Bundes-Ober-Tribunal nur dann als Revisionsgericht zuständig, wenn die Streitfrage ist, ob ein Bundesgesetz gültig oder anwendbar ist, und der staatliche Gerichtshof in verneinendem Sinne entschieden hat, oder ferner, wenn die Gültigkeit staatlicher Gesetze oder Acte der Governadores als im Widerspruch mit der Verfassung und den Bundesgesetzen stehend bestritten wird und das staatliche Gericht sie für gültig erklärt hat.

### Die Rechtspflege.

Soweit durch die gesetzliche Organisation der Gerichte den Bürgern Garantien für eine gerechte Handhabung der Justiz zur Sicherheit von Leben und Eigenthum geboten werden kann, ist es durch die Landesgesetze geschehen.

Die Wahl der Friedensrichter, die Lebenslänglichkeit und Unversetzbarkeit der studirten Richter, das Institut der Geschworenen für Aburtheilung aller Strassachen, die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens sogar schon in der gerichtlichen Voruntersuchung, alles dies macht sich auf dem Papier recht schön, in Wirklichkeit ist das Bild aber etwas anders. Die Parteipolitik, welche das ganze öffentliche Leben des Landes beherrscht, bestimmt die Wahl der Friedensrichter und die Aufstellung der Geschworenenliste, und selbst bei den lebenslänglich angestellten und unversetzbaren Rechtsrichtern hat die Regierung fast immer Mittel genug, um sich dieselben entweder willfährig zu machen oder sie aus ihrer Stellung zu entfernen. Auch ist gerade die Wählbarkeit der Friedensrichter, zumal sie nach Parteirücksichten erfolgt, eine sehr geringe Bürgerschaft für eine unparteiische Rechtsprechung, da die Gewählten meist als Laien unfähig zur selbständigen Amtsführung sind und daher in der Regel der Direction eines rechtskundigen Staatsanwalts erliegen.

In den deutschen Municipien Sta. Catharina's werden eklatante Rechtsbeugungen, soweit die Geschwornengerichte in Thätigkeit treten, nicht zu verzeichnen sein.

### Die Polizeiverwaltung.

Das Polizeiwesen ist ausschließlich Sache der Einzelstaaten, der Bund hat keine Polizeiorgane.

Die Aufgabe der Polizei ist: Verbrechen zu verhüten, begangene Verbrechen aufzuspüren, die Thäter zu ermitteln und festzunehmen, und das

Material zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens zu sammeln. Ihre Organe sind der Polizeipräfekt in der Hauptstadt, als Chef des Polizeiwesens, Polizeikommissare (commissarios de policia) und ihre Supplenten am Sitz der Comarcas, Subkommissare, gewöhnlich für den Bezirk eines Friedensgerichts, und Quartierinspektoren (inspectores de quarteirão) in den einzelnen Koloniebezirken.

Die ersten drei der genannten Beamten werden vom Governador, die Quartierinspektoren vom Polizeikommissar resp. dem Subkommissar ernannt. Ihr Amt ist ein Ehrenamt, nur der Polizeipräfekt ist studirter Jurist mit festem Gehalt.

In den deutschen Municipien Sta. Catharina's sind die Stellen der Kommissare, Subkommissare und Quartierinspektoren durchgängig mit Deutschen besetzt.

Diesen Polizeibehörden dienen zur Unterstützung die Polizeisoldaten, welche ein besonderes Polizeikorps — in Sta. Catharina 300 Mann stark — bilden. Dasselbe, militärisch organisiert und zum größten Theil in der Hauptstadt concentrirt, dient mehr als staatliche Macht zur Vorbeugung öffentlicher Unruhen, als zur Verhütung und zur Aufspürung von Verbrechen. In den einzelnen Municipien sind kleinere Detachements von einigen Mann; doch tragen sie eher zur Ruhestörung als zur Sicherheit bei und werden vielfach zur Belästigung der Oppositionsleute benutzt, besonders bei Wahlen.

In den deutschen Municipien hat man glücklicherweise noch wenig über diese Landesplage, genannt Sicherheitswache, zu klagen gehabt. Wenn hier überhaupt Polizeisoldaten stationirt waren, wurde immer streng auf Disciplin und Bestrafung etwaiger Ausschreitungen gesehen.

Polizeiliche Willküracte kommen wohl auch hier vor, haben dann aber immer mehr die Natur von Schikanirung, wie man sie auch in Deutschland kennt, als wirklicher Vergewaltigungen. Besonders zu erwähnen ist hier die Einrichtung des sog. Habeas-Corpus. Jeder Bürger, wie Ausländer, der widerrechtlich verhaftet oder mit einer Verhaftung bedroht ist, kann beim Rechtsrichter oder Ober-Tribunal Habeas-Corpus d. h. seine Freilassung nachsuchen, worauf die angerufene Gerichtsbehörde sofort die Gefezlichkeit der Verhaftung resp. Gefährdung zu prüfen hat.

Sehr bemerkenswert ist ferner die Bestimmung der Verfassung, daß Niemand, wenn er nicht bei Begehung eines Verbrechens ertappt wird, festgenommen werden darf, ohne daß ihm schriftlich die Ursache seiner Verhaftung mitgetheilt wird, welche Vorschrift dem Festgenommenen die Möglichkeit bietet, sofort Habeas-Corpus nachzusuchen.

Das Haus gilt als unverletzliches Asyl. Nachts darf ohne Einwilligung des Hausherrn Niemand die Wohnung betreten, es sei denn zur Verhütung von Unglücksfällen, und auch bei Tage nur unter Wahrung bestimmter Formen, wie Vorzeigung des Verhaftsbefehls, und bestimmter Voraussetzungen.

Garantirt in der Verfassung ist das Vereins- und Versammlungsrecht, ebenso die Pressfreiheit, Glaubensfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit.

Alle diese Garantien stehen nicht nur auf dem Papier, sondern werden in Friedenszeiten im Allgemeinen auch wirklich respektirt.

### Das Militärwesen.

Das Militärwesen ist Bundesache. Die einzelnen Staaten unterhalten nur ihr Polizeikorps zum Sicherheitsdienst im Innern.

Das stehende Heer wie das Polizeikorps besteht aus Angeworbenen. Die Verfassung verbietet ausdrücklich die Zwangsrekrutirung. Zur Vertheidigung der Verfassung und des Landes aber ist jeder Bürger verpflichtet.

Hierzu besteht das Institut der Nationalgarde, einer Bürgertwehr, welche aber in Friedenszeiten nie in Thätigkeit tritt.

### Das Post- und Telegraphenwesen.

Zwar haben die Staaten nach der Bundesverfassung das Recht, selbst Post und Telegraphen einzurichten. Doch hat kein Staat hiervon Gebrauch gemacht, sondern Post- und Telegraphenwesen ist thatsächlich Bundesache.

Die Verwaltung beider Verwaltungszweige läßt mannigfach zu wünschen übrig. Da aber in den deutschen Municipien die Postämter (*agencia de correio*) meist mit Deutschen besetzt sind, wird hier in der Regel der Postdienst mit deutscher Redlichkeit und Pünktlichkeit verwaltet.

Die Taxen der Post sind, wenn man den Kurs von 8 d berücksichtigt, nach welchem die Reichsmark = Rs 1\$471 werthet, nicht zu hoch. Geldbriefe und Postpakete werden, außer nach Portugal, nach dem Ausland, also auch nach Deutschland nicht befördert. Briefe im Inland zahlen 200 Reis, nach dem Ausland 300 Reis für je 15 Gramm Gewicht, die Einschreibgebühr beträgt für erstere 200 Reis, für letztere 400 Reis.

### Kirche und Schule.

Die Verfassung des Bundes wie des Staates Sta. Catharina hat ausdrücklich den Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen. Dem Staat ist sogar verboten, an geistliche Institute eine Unterstützung zu zahlen. Selbst die Friedhöfe sollen weltlich sein; doch ist diese Vorschrift noch wenig durchgeführt, vielmehr bestehen meistens nur die Friedhöfe der Kirchengemeinden. Für die Seelsorge haben sich überall kirchliche Gemeinden gebildet.

Gesetzlich ist durch den Bund die Civilehe als obligatorische Institution eingeführt. Der Staat erkennt nur civilrechtlich geschlossene Ehen an, und nur die Kinder aus solchen Ehen gelten vor dem Gesetz als eheliche.

Der Friedensrichter ist Standesbeamter für den Abschluß der Ehe. Die Anmeldungen der Geburten und Todesfälle erfolgen vor dem Friedensgerichtsschreiber, der die Registerlisten zu führen hat.

In der Bundes- wie Staatsverfassung ist unentgeltlicher Volksschulunterricht mit Schulzwang vorgeschrieben, auch angeordnet, daß die Volksschule weltlich sein soll.

Thatsächlich sieht es freilich mit dem Schulwesen anders aus. Da der Staat nicht die genügenden Mittel hat, die nöthige Anzahl von Schulen zu unterhalten, kann er natürlich auch den Schulzwang nicht durchführen.

In den deutschen Kolonien haben sich aber in den Städten und einzelnen Koloniestrafen Schulgemeinden gebildet, die ihre Lehrer mit eigenen

Mitteln unter Zuschuß aus der Municipalkasse, bisweilen auch des Staates besolden. Für den nothdürftigsten Unterricht ist daher gesorgt. In den Städten sind meist deutsche Schulvereine, welche höhere Schulen unterhalten, die von der deutschen Reichsregierung unterstützt werden.

Die Unterrichtssprache ist in diesen Gemeindeschulen die deutsche; soweit sie aus der Municipal- und Staatskasse eine Unterstützung beziehen, soll allerdings auch die Landessprache gelehrt werden. Da aber die wenigsten Lehrer diese genügend beherrschen, so bleibt die Vorschrift im Landbezirk leerer Buchstabe, und die Jugend wächst ohne Kenntniß der Landessprache auf, welche sie höchstens in der korrumpirten Form des Volksdialekts im Verkehr mit Brasilianern sprechen, aber sehr selten schreiben lernt.

### Einwanderung und Kolonisation.

Unter dem Kaiserreich wurde dieser Verwaltungszweig von der Centralregierung geleitet, und auch in den ersten Jahren der Republik sorgte die Bundesregierung für die Einführung von Einwanderern. Als dann aber die noch unbefiedelten Staatsländereien den Einzelstaaten übertragen wurden, ergab sich von selbst als Tendenz, die zudem durch die Finanzkalamität des Bundes noch verstärkt wurde, daß der Bund sich zurückzog, und die Einführung von Einwanderern und deren Ansiedlung den Einzelstaaten überlassen blieb. Die meisten Staaten hatten aber selber mit Finanznöthen zu kämpfen und konnten daher wenig oder nichts für die Förderung der Einwanderung thun. Nur einzelne wohlhabende Staaten, wie Minas Geraes und besonders der reiche Kaffeestaat S. Paulo warfen bedeutende Summen für die Einwanderung aus.

Außerdem ist bei den Regierungen vielfach keine Neigung vorhanden, auf Staatskosten eine Masseneinwanderung herbeizuziehen. Der gegenwärtige Finanzminister des Bundes, Dr. Murinho, welcher nächst dem Bundespräsidenten Campos Salles die Seele der Bundesregierung ist, hat sich vor einigen Jahren in einem Relatorium ausdrücklich als Gegner jeder Masseneinwanderung erklärt, indem er betonte, daß die einheimische Bevölkerung weder numerisch, noch intellektuell befähigt sei, eine große Einwanderung zu assimiliren und daher Gefahr laufe, durch diese entnationalisirt zu werden.

So wirken denn Finanzkalamitäten, die Ueberlassung der Staatsländereien an die Einzelstaaten, und ein gewisser Nativismus zusammen, daß die Bundesregierung und auch die Staatsregierungen für die Einwanderung durchgehends wenig thun, und besonders von der Förderung einer Masseneinwanderung in den meisten Staaten ganz abgesehen wird.

Im Staate Sta. Catharina hat die Staatsregierung aufgehört, Einwanderer auf Staatskosten herbeizurufen. Wenn auch der jetzige Governador Felipe Schmidt in seiner letzten Botschaft an den Staatskongreß dies bedauert, so ist doch eine Aufnahme des Einwanderungsdienstes durch den Staat schon aus Mangel an Geldmitteln nicht zu erwarten. Die Einwanderung im Staate wird jetzt besorgt von der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft, welcher der Staat zur Kolonisation den gewaltigen Komplex von 650,000 Hektar Staatsländereien überlassen hat.

Dieser Gesellschaft ist auch in Deutschland die staatliche Genehmigung zur Beförderung von Auswanderern nach ihren Ländereien in Sta. Catharina ertheilt worden und befördert sie dieselben von Bremen und Hamburg aus mit den Dampfern des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft bis nach São Francisco im Zwischendeck zum Preis von 100 Mk. für die erwachsene Person, von 50 Mk. für jedes Kind von 6—12 Jahren und von 25 Mk. für Kinder von 2—6 Jahren, während Kinder unter 2 Jahren frei sind. Von São Francisco werden die Einwanderer gegen eine weitere Gebühr von 20 bezw. 10 und 5 Mk. über Joinville auf Kosten der Gesellschaft bis zum Ansiedlungsort geschafft.

Die Gesellschaft verkauft das Land in einzelnen Kolonielößen von durchschnittlich 100 Morgen, den Morgen je nach der Güte und Lage des Grundstücks gegenwärtig noch zum Preise von 6—10 Milreis pro Morgen; doch ist es nicht ausgeschlossen, daß sie wegen der Kostspieligkeit des Straßenbaues eine Erhöhung des Landpreises eintreten lassen wird. Sie gewährt unbemittelten Einwanderern für die Bezahlung Kredit auf fünf Jahre, doch laufen die Zinsen von 6 % mit dem dritten Jahre der Ansiedlung, d. h. der Kaufpreis ist zwei Jahre zinsfrei.

Entstehen zwischen den Kolonisten und der Direktion der Gesellschaft Differenzen wegen mangelhafter Erfüllung des Vertrags, Schadenersatzansprüche u. s. w., so ist zum Schutze der Einwanderer die Bestimmung getroffen, daß die Entscheidung des zuständigen deutschen Konsuls maßgebend ist.

### Politische und wirthschaftliche Stellung der Deutschen.

Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß der Eingewanderte hier von den Behörden den Einheimischen gleich behandelt wird, und daß von einer Rechtlosigkeit des fremden Elements den Eingeborenen gegenüber keine Rede sein kann.

Wenn wirklich einmal eine Mißhandlung eines Ausländers (estrangeiro) durch Brasilianer vorkommt und die Behörden nicht energisch vorgehen, so kann man gewiß sein, daß die Parteipolitik dabei eine Rolle spielt. Dieser aber opfert der Brasilianer selbst sein Brasilianerthum. Ein Beispiel möge dies erläutern. Voran geschickt sei, daß die Brasilianer von dem Eingewanderten verlangen, daß er sich der brasilianischen Nationalität assimiliere und vor allem die Landessprache annehme. Wer seine Muttersprache ablegt und zum Brasilianer in Sprache und Sitte wird, der ist ihnen ein willkommenener Mitbürger. Diese Gesinnung ist wohl allen Brasilianern mit verschwindenden Ausnahmen eigen. Und doch hatten im Municip Joinville bei den Municipalwahlen im Jahre 1898 brasilianische Staatsbeamte ein Wahlmanifest unterzeichnet, in welchem erklärt wird, die zu wählenden Kandidaten müßten mit Rücksicht auf den größten, nur deutsch sprechenden Theil der Bevölkerung der deutschen und der brasilianischen Sprache mächtig sein. Natürlich war das für die Brasilianer nur ein Wahlmanöver, im Herzen dachten sie wohl anders; aber um der Regierungspartei, deren Hauptkandidat ein Deutschbrasilianer war, zum Siege zu verhelfen gegen einen Lusobrasilianer, der in der deutschen Bevölkerung über einen großen Anhang verfügte, brachte man dies Opfer nationaler Empfindung.

Der Vorfall ist zugleich ein sprechender Beweis für das Ansehen und den Einfluß, welchen hier das deutschbrasilianische Element genießt. Er spricht deutlicher, als der im Auslande leicht zu falschen Schlüssen Veranlassung gebende Umstand, daß der jetzige Governador Felippe Schmidt, dessen Vater aus Deutschland einwanderte, deutscher Abstammung ist, desgleichen Dr. Lauro Müller, früher Governador des Staates Sta. Catharina und jetzt der einflußreichste Mann im Staat, der diesen im Bundeskongreß in Rio de Janeiro als Senator vertritt, und dem sogar vom Bundespräsidenten ein Ministerposten angeboten war. Beide Männer haben ihr Deutschthum abgestreift und sind Brasilianer auch in Sprache und Sitte geworden und verstehen kaum noch die deutsche Sprache, obwohl die Wiege ihrer Väter noch in Deutschland stand. Sie stehen zwar dem Deutschthum nicht feindlich gegenüber, verlangen aber ebenso wie die Lufobrasilianer das Aufgehen der Deutschbrasilianer in die brasilianische Nationalität.

Die Erwerbung des Bürgerrechts wird dem Einwanderer sehr erleichtert und immer mit günstigen Augen seitens der Brasilianer angesehen. Die Republik hat hierin Bahn gebrochen. Sie gewährte allen Ausländern, welche am 15. November 1889, dem Tage der Republikserklärung, im Lande ansässig waren, das brasilianische Bürgerrecht, soweit sie nicht ausdrücklich dagegen protestirten. Es war das die große Naturalisation, welche hunderttausende Ausländer mit einem Schlage zu Bürgern des Landes machte. Die Gesinnung der leitenden Kreise ist seitdem im wesentlichen immer der Uebertragung des Bürgerrechtes an den Ausländer, der sich hier niederlassen will, günstig gewesen. Ein Gesetz bestimmte, daß nach zweijährigem Aufenthalt im Lande durch Gesuch das Bürgerrecht erworben werden soll. Neuerdings hat der Minister des Innern in einem amtlichen Erlaß erklärt, daß schon die Eintragung des Ausländers in die Wählerliste und sein dahingehendes Gesuch das Bürgerrecht verleiht.

Unter dem eingewanderten Element im Staat Sta. Catharina nimmt das Deutschthum die erste Stellung ein. Wirthschaftlich beherrscht es sogar fast vollständig den Staat. Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie mit Ausnahme des Matégeschäftes, d. h. des Handels mit Paraguay-Thee liegen fast ganz in deutschen Händen.

In den deutschen Municipien Joinville, Blumenau und São Bento, in welchen das Siedlungsgebiet des Hanseatischen Kolonisations-Vereins liegt, findet der Einwanderer Gemeinden, in denen er sich schon am ersten Tage seiner Ankunft wie in der Heimath fühlt. Ueberall hört er deutsche Sprache, sieht deutsche Gesichter, deutsche Sitte und deutsches Erwerbsleben. In den Koloniestraßen ist eher der Brasilianer, denn der Deutsche, der Fremdling.

Ueberaus entwickelt ist in den genannten Municipien das Vereinsleben. Es bestehen hier Gesangs-, Turn-, Schützen-, Theater- und Musikvereine. Von den Kirchen- und Schulgemeinden war schon oben die Rede. Der Kolonistenstand hat seine landwirthschaftlichen Vereine, und selbst in der neuen Kolonie Hansa am Itapocú hat sich bereits ein Schulverein und ein landwirthschaftlicher Verein gebildet.

Natürlich fehlt es auch nicht an den Schattenseiten des deutschen kleinstädtischen Lebens; derselbe Klatsch und dieselbe Spießbürgerei machen sich auch

hier breit, und mit zunehmendem Wohlstand und mit der Entwicklung des Erwerbsleben zu Handel und Industrie bildet sich auch schon merkbar der den Deutschen besonders eigene Rastengeist aus.

Numerisch beträgt das deutschsprechende Element im Staate Sta. Catharina wohl den dritten Theil der gesammten Bevölkerung von ca. 285 000 Seelen. Auch ohne Zuwanderung aus Deutschland vermehrt sich das Deutschthum, einmal durch den reichen Kindersegen in den deutschen Familien, und dann kann man auch die Beobachtung machen, daß in einem gemischt sprachlichen Terrain, z. B. am Jaraguá, anderssprachliche eingewanderte Elemente, so besonders die Polen, Ungarn, Rumänen und selbst Italiener — letztere trotz ihrer Sprach- und Rassenverwandtschaft mit den Brasilianern — sich dem Deutschthum assimiliren. Die deutsche Sprache ist auch dort absolut vorherrschend. Entsprechend seiner numerischen und wirthschaftlichen Bedeutung wächst auch der politische Einfluß des Deutschthums im Staate Sta. Catharina von Jahr zu Jahr, wobei insbesondere auch der Umstand nicht unbeachtet bleiben darf, daß nach dem Wahlgesetz jeder Bürger, um Wähler zu sein, auch lesen und schreiben können muß. Als genügend wird dabei freilich die Fähigkeit der Namensunterschrift angesehen, welche der Deutsch-Brasilianer fast durchgehends, dagegen von den Luso-Brasilianern nur ein Bruchtheil besitzt, sodasß der Procentsatz der deutsch sprechenden Wählerschaft das numerische Verhältniß der Deutschen zur Einwohnerzahl übersteigt. Wenn trotzdem der politische Einfluß des Deutschthums hinter seiner Macht als Wählerschaft zurückbleibt, so liegt dies in dem Indifferentismus eines großen Theils der Deutschen und in ihrer Unkenntniß der Landessprache und Landesgesetze. Der Indifferentismus beginnt aber schon mehr und mehr zu schwinden, und mit Sicherheit ist der Tag zu erwarten, wo das deutschsprachliche Element thatsächlich eine seiner Stellung im Wirthschaftsleben und seinen politischen Rechten entsprechende Stellung auch im öffentlichen Leben des Staats einnehmen wird.

In der Politik herrscht einstweilen keine Einigkeit unter den Deutschen, sie spalten sich vielmehr im Anschluß an die Parteipolitik des Landes. So bedauerlich dies auf den ersten Blick erscheint, dürfte diese Uneinigkeit zur Zeit im Interesse des Deutschthums liegen. Eine geschlossene deutsch-brasilianische Partei würde leicht das gesammte Brasilianerthum zum Gegner haben, während jetzt die sich befehdenden Landesparteien auf ihre deutschen Wähler Rücksicht nehmen müssen. Zudem hat einstweilen das deutsche Element noch keine Veranlassung zum Kampf. Um als selbstberechtigtes Volkselement auf dem politischen Schlachtfeld zu erscheinen, ist es noch zu schwach, besonders fehlen ihm genügend kundige Führer. Einstweilen ist das Municip das Feld, wo das Deutschthum in den deutschen Kolonien sich die Leitung wahren muß und im Allgemeinen auch zu wahren versteht.

### Der Brasilianer am Itapocú und der deutsche Kolonist.

Der Brasilianer des Urwaldes am Itapocú, mit welchem der Ansiedler der Hansa in Berührung kommt, ist von schwächlichem Körperbau, dabei aber kräftig und ausdauernd. Sehr stark ausgeprägt ist in der

Physionomie der Meisten ihre Abstammung vom Neger, weniger vom eingeborenen Indianer, dem Bugre. Auch sind unter ihnen frühere Sklaven mit reinem Negertypus. Im Allgemeinen beachten sie im Verkehr unter einander die Verschiedenheit der Farbe und der Race nicht, wohl eine Folge der starken Vermischung.

Der Urwaldsbrasilianer ist von Hause aus gutmüthig, ehrlich und gefällig, ohne irgend welche Voreingenommenheit und Abneigung gegen den Ausländer. So haben ihn wenigstens die ersten Einwanderer am Itapocú vor nunmehr 14 Jahren kennen gelernt. Seitdem hat sich allerdings eine Wandlung vollzogen, deren Ursache theils in den veränderten Verhältnissen, theils auch im Verhalten der eingewanderten Deutschen liegt, in letzter Linie aber auf die veränderte sociale Stellung zurückzuführen ist, welche der Brasilianer jetzt den Eingewanderten gegenüber einnimmt.

Bei deren Ankunft wirthschaftlich in besserer Situation, hat sich dies Verhältniß von Grund aus geändert. Während der Brasilianer noch immer in seiner dürftigen, mit Dachblatt gedeckten Palmiten- oder Bretterhütte haust, sieht er den Deutschen, welcher mit Nichts herkam, jetzt in schmucken Ziegelhäusern wohnen. Die Pflanzungen der Fremden werden von Jahr zu Jahr ausgedehnter, ihr Viehstand wächst, während bei ihm eher das Gegentheil eingetreten ist. Kurz, er sieht, daß der Deutsche in demselben Maße vorwärts kommt, wie er zurückbleibt. Und woran liegt das? Die Brasilianer des Urwaldes sind nicht gerade faul, aber sie haben nicht die nöthige Energie und Ausdauer zur Arbeit. Auf einige Tage tüchtige Arbeiter, in nichts dem deutschen nachstehend, unterbrechen sie bald die Arbeit und gehen auf Jagd und Fischfang, theils aus Vergnügen an deren Reiz, theils aber auch, zum sich mit Fleisch zu versehen, welches sie durch regelrechte Viehzucht viel leichter und mit weniger Zeitaufwand haben könnten. Aber gerade diese geregelte Wirthschaft ist es, die ihnen fehlt. Jedes nur halbwüchsige Kind hat seine eigene kleinere oder größere Pflanzung, welche es selbst anlegt, bearbeitet und aberntet, wobei die Kinder sich gegenseitig helfen. Der Ertrag gehört ihnen und sie verwenden ihn ganz nach ihrem Gutdünken ohne Kontrolle der Eltern, die Mädchen meist für allerlei Putz und Tand, die Burschen kaufen sich ein Pferd, Gewehr, Geschenke und allerlei unnütze Sachen. Daneben helfen sie freilich auch dem Vater in seiner Pflanzung, aber die Wirthschaft ist doch eine zerrissene, planlose. Auf Arbeit gehen sie nur, um zu einem bestimmten Zweck eine bestimmte Summe Geld zu verdienen, und fügen sich schwer in ein länger andauerndes Arbeitsverhältniß. Zu dieser Planlosigkeit der Wirthschaft gesellen sich die Folgen der Raubwirthschaft, indem der Brasilianer, wenn irgend möglich, nur auf frischem Urwaldland pflanzt, wo das Unkraut noch nicht so wuchert, wie auf schon bepflanzt gewesenem Land. Die Folge ist, daß er schneller mit dem Abholzen des Grundstücks zu Ende kommt und die späteren Pflanzungen immer kleiner werden.

Mit der Viehwirthschaft der Brasilianer sieht es nicht besser aus. Sie können sich nicht dazu bequemen, Futter für das Vieh anzupflanzen, selbst die Weiden für das Vieh bestehen meist nur aus dem natürlichen Wachsthum des Feldes. Auch verhindern ihre Unlust und Abneigung, ihre Weiden mit einem ordentlichen Zaun zu umgeben, jede größere Viehhaltung.

Vor Allem aber fehlt dem Brasilianer die deutsche Hausfrau, die den Haushalt zusammenhält und in der Arbeit des Mannes treue Gefährtin ist. Die Brasilianerin arbeitet nur selten in der Pflanzung und vollends nicht, wenn sie erst verheirathet ist. Aber selbst im Haushalt ist sie äußerst bequem. Während in der deutschen Kolonistenfamilie die Besorgung des Viehs mit Ausnahme der Pferde mehr von der Frau besorgt wird, überläßt dies die Brasilianerin ganz allein dem Manne. Natürlich giebt es auch Ausnahmen, aber diese sind selten.

Auch Stopfen, Flicker und Waschen sind nicht nach ihrem Geschmack, und so geht alles zerfetzt und schmierig einher, bis wieder neue Kleidung angeschafft wird. Und bei dieser sieht die Brasilianerin für sich weniger auf Haltbarkeit und Zweckmäßigkeit für eine Kolonistenwirthschaft, als auf das Gefällige für das Auge. So bevorzugt sie dünne, helle, in die Augen fallende Gewänder und liebt Bänder, Spitzen und sonstigen Putz.

Alle diese Ursachen und dazu noch die Steigerung der Bedürfnisse seit ihrer Berührung mit europäischer Kultur ohne entsprechende erhöhte Arbeitsenergie wirken dahin, daß die Brasilianer hinter den deutschen Kolonisten zurückbleiben.

Was Wunder aber, daß sich allmählig ein gewisser Neid gegen die Fremden einstellt, wenn sie sehen, wie sie, die Söhne des Landes, von jenen überholt werden. Große Reflexionen stellen ja diese Naturmenschen nicht an. Ohne nach dem Grunde zu forschen, sehen und empfinden sie nur das Resultat, und das ist für sie ungünstig.

Aber auch der Deutsche trägt ein gut Theil bei zu der entstehenden Abneigung der Brasilianer gegen ihn, den Fremden. Er fühlt sich dem Brasilianer weit überlegen, nicht nur wirthschaftlich, sondern auch durch größere Weltkenntniß. Er hat ja von der Welt weit mehr gesehen, wie diese Kinder des Urwaldes. Der Brasilianer merkt dies und stellt nun seinerseits Vergleiche an zwischen dem armen Ankömmling, der erst hier in seinem Vaterland zum Wohlstand gekommen und nun ihn, den Sohn dieses Landes, von oben herab behandeln will.

Trotz alledem hat der Brasilianer sich seine Höflichkeit gegen den Deutschen bewahrt und kann ihm hierin wohl als Muster dienen. Er ist geistig lebhafter, als der Deutsche, gewandt im Ausdruck einer leichten Unterhaltung, von schneller Auffassungsgabe, aber oberflächlich ohne konsequentes Denken.

Ehrlich ist der Brasilianer auch heute noch und gefällig, gefälliger, als der Deutsche; vielleicht gerade darum, weil ihm Zeit nicht Geld ist. Eine schlechte Eigenschaft von ihm ist aber seine Unzuverlässigkeit. Auf seine Versprechungen und Zusicherungen darf man nicht viel geben und sich nicht auf sie verlassen.

Feindseligkeiten zwischen Brasilianern und Deutschen aus Veranlassung der Verschiedenheit der Rasse sind bisher unbekannt. Der Deutsche verdrängt den Brasilianer lediglich durch seine größere wirthschaftliche Tüchtigkeit.

## II. Der Kolonist im Urwald.

### Die Bodenformation und das Klima.

Die Serra do Mar, welche vom Norden Brasiliens bald in größerer, bald in geringerer Entfernung vom Meere der Küste nach Süden folgt, zieht sich in Sta. Catharina etwa 10—12 Meilen von der See entfernt in südlicher Richtung, in ihren höchsten Erhebungen auf 800—900 Meter geschätzt. Nach Westen in ein sanft wellenförmiges Terrain übergehend, fällt sie nach Osten in steileren Terrassen ab und entsendet im Norden des Staates ihre Ausläufer in zusammenhängenden Gebirgsketten bis ans Meer. Von diesen Gebirgsketten breitet sich wieder ein mehr oder weniger zerrissenes Hügelgelände bis an die weiten oder engeren Thäler der großen und kleineren Flüsse aus, die ihre Gewässer aus den Bergen erhalten.

So trennt die Serra do Mar den Staat in zwei, in ihrer Bodenformation ganz von einander abweichende Theile, in eine Hochebene und in das Küstengebiet, in welchem Berge und Hügelketten mit Flußthälern abwechseln.

Doch nicht nur in der äußeren Bodengestaltung macht sich der Unterschied der Hochebene und des Küstenlandes geltend. Die Nähe des Meeres, die Höhenverhältnisse und die durch beide bedingte Verschiedenheit der herrschenden Luftströmungen mußten einen wesentlichen Unterschied im Klima beider Regionen zur Folge haben, welcher sich in der Vegetation sofort auffällig bemerkbar macht und in ihrer landwirthschaftlichen Kultur erhebliche Differenzen mit sich bringt.

Während auf dem Hochlande die meisten deutschen Getreidearten und Obstsorten gedeihen, werden im Küstengebiet vor der Serra do Mar vornehmlich die lohnenderen Pflanzen wärmerer Klimate kultivirt, welche eine Temperatur unter Null nicht vertragen, und als deren hauptsächlichste Vertreter Zuckerrohr, Kaffee und Tabak genannt seien.

Die Temperaturschwankungen, nicht nur in den einzelnen Jahreszeiten, sondern auch zwischen Tag und Nacht, sind im Hochlande bei weitem stärker; die Luft ist trockener und mehr bewegt, so daß die Hitze des Sommers, welche ihrer Thermometerhöhe nach nicht viel mit der im Küstengebiet differirt, weniger drückend empfunden wird, als in dessen durch die Nähe des Meeres feuchteren Luft; doch ist auch im Küstengebiet je nach der Entfernung vom Meere und der Höhenlage die Temperatur verschieden.

Ueberhaupt macht man sich in Deutschland vollständig irrige Vorstellungen von den klimatischen Verhältnissen Brasiliens, indem man immer an eine Tropenhitze denkt und diese auf das ganze Land ausdehnt, welches doch an Ausdehnung fast ganz Europa in sich bergen könnte, und dessen Temperaturen in den einzelnen Staaten, welche den Bundesstaat Brasilien bilden, nicht viel weniger von einander abweichen, als die zwischen Nord- und Süd- und zwischen Ost- und Westeuropa.

In Sta. Catharina beträgt die durchschnittliche Höhe der Temperatur in den heißen Sommermonaten nicht über 24—25° R. im Schatten; doch kommen ausnahmsweise auch Temperaturen bis 29° R. vor. Lästiger als

die Hitze an heiteren Tagen empfindet man die drückend schwüle Luft bei bewölkttem Himmel oder nach sommerlichen Gewitterregen.

In den kältesten Monaten ist die durchschnittliche Mittagstemperatur immer noch  $16^{\circ}$  R; doch giebt es auch in diesen oft recht heiße Tage von über  $20^{\circ}$  R. im Schatten.

Im Allgemeinen kann man die einzelnen Monate nach Temperatur und Witterung folgendermaßen charakterisiren, wobei zu bemerken ist, daß die Angaben nicht für alle Jahre zutreffen, sondern in manchen Jahren sich erhebliche Differenzen, namentlich bezüglich der Angaben über Regenwetter ergeben.

Im Januar steigt die Temperatur von  $17^{\circ}$  R. Morgens gegen 5 Uhr bis auf  $24-25^{\circ}$  R. Mittags und fällt des Abends auf  $19-20^{\circ}$  R. Ein Arbeiten im Freien ist dann rathsam nur bis 11 Uhr Vormittags und Nachmittags von 3 Uhr an. Es wird aber Tage geben, an denen die Arbeit noch mehr eingeschränkt werden muß, aber auch solche, an denen sie ohne Beeinträchtigung der Gesundheit ausgedehnt werden darf.

In der Regel ziehen sich Nachmittags gegen 3 Uhr Gewitter zusammen, die sich in  $1\frac{1}{2}-2$  Stunden unter starkem Regenfall entladen. Die Abkühlung nach dem Gewitter ist weniger andauernd, als in Deutschland; ihr folgt bald wieder Sonnenschein und dieser erzeugt dann eine wahre Bruttemperatur. Selten ist, daß der Regen noch den folgenden Tag anhält. Auf Gewitter kann man ziemlich alle 2-3 Tage rechnen.

Im Februar sind die Temperatur und Witterung fast die gleichen; doch nimmt der Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu und es folgen sich häufiger mehrere Regentage.

Der Monat März weicht wenig von seinem Vorgänger ab, die Regentage mehren sich; doch nimmt in der zweiten Hälfte des Monats die Hitze etwas ab.

Der April bringt meist schon frischere Luft, die Regentage mindern sich, und gegen Ende des Monats ist die Temperatur eine sehr angenehme, so daß das Arbeiten im Freien flott vor sich geht.

Im Mai ist klares, schönes Wetter fast mit Sicherheit zu erwarten. Die Nächte sind recht kühl, nicht selten stellt sich Morgens Frost mit Reif ein.

Dasselbe schöne, klare Wetter hält auch in den folgenden Monaten Juni und Juli vor; doch mehren sich Ende Juli schon wärmere Tage und Tage mit Regenfall.

Der August zeigt die Temperatur des Juli, doch mit stärkerem Regenfall und größerer Wärme.

September und mehr noch Oktober sind meist regnerisch und trübe. Die Temperatur steigt und ist, wenn die Sonne durch die Regenwolken zum Durchbruch kommt, schon recht drückend schwül.

In all' diesen Monaten vom April an kann man, falls nicht Regenwetter daran hindert, den ganzen Tag im Freien arbeiten.

Im November ist die erste Hälfte meist noch die Temperatur und Witterung des Oktobers. In der zweiten Monatshälfte tritt in der Regel wieder anhaltend klares Wetter mit großer Hitze ein und hält den Monat Dezember vor. Die Sonne brennt jetzt heiß; doch ist die Luft noch weniger schwül, wie in den folgenden Sommermonaten.

Die Eintheilung der Jahreszeiten in Frühling, Sommer, Herbst und Winter ist für Sta. Catharina wenig zutreffend. Die Triebkraft der Natur ruht in keinem Monat; sondern in jedem Monat wird gepflanzt und geerntet, allerdings nicht dieselben Pflanzenarten. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß für die Pflanzen der warmen Zone vom August bis November, für die europäischen Kulturpflanzen vom April bis Juni die Pflanzzeit ist.

Das stärkste Wachsthum in der Natur ist vom August bis März, ein Stillstand für die einheimische Vegetation von Mai bis Juli zu beobachten.

Erfrischend sind die Seewinde, welche in den heißen Monaten regelmäßig sich Vormittags erheben und am stärksten Mittags gegen 1 Uhr werden. In den Wintermonaten bringen die Süd- und Westwinde Frost und Kälte mit anhaltend klarem Wetter.

### Die Bodenbeschaffenheit.

Die Beschaffenheit des Bodens ist im Itapocügebiet, welches als Ausgangsgebiet der Ansiedlung der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft den Einwanderer besonders interessirt, nicht gleichförmig und stoßen die verschiedenen Bodenarten oft ohne Uebergänge hart aneinander. Es ist nicht selten, daß ein Grundstück gut und das des Nachbarn schon mittelmäßig befunden wird. Vorherrschend ist Lehmboden, der häufig in strengen Thonboden übergeht. Sandboden ist im Itapocügebiet seltener anzutreffen. Die Berge sind oft von großen Felsblöcken durchsetzt. An den Flußläufen ist der Boden ein milder, humusreicher Lehm von vorzüglicher Qualität.

Der Boden ist arm an Kalk, Kali und Phosphorsäure und die Humusschicht weniger tief, als man nach den übertriebenen Schilderungen der Tropenvegetation glauben könnte. Die abgestorbenen Pflanzentheile zersetzen sich hier sehr schnell und werden von den heftigen Regengüssen in die Flüsse gespült.

In den Flußthälern trägt aber der Boden eine lange Reihe von Jahren in fortwährendem Anbau dieselben Früchte.

### Krankheiten.

Von Acclimatisationsbeschwerden, welche in verschiedener Art sich bei der Uebersiedlung in ein anderes Klima einstellen, haben die Einwanderer wenig zu leiden.

Bei Einigen entstehen offene Wunden an den Füßen aus heiler Haut oder als Folgeerscheinung sonst unbedeutender Verletzungen, wie sie durch Reiben des Schuhwerks hervorgerufen werden. Sie sind beim Gehen äußerst schmerzhaft, verschwinden aber durch Reinhalten und Waschen mit Salzwasser in der Regel sehr bald wieder. Doch giebt es auch Fälle, wo das Uebel monatelang bleibt und bei der Arbeit sehr hinderlich ist.

Gelbes Fieber hat sich in den deutschen Kolonien Sta. Catharina's noch nie verbreitet. In den vereinzelt Fällen, die man in Joinville als solches bezeichnete, war die Krankheit eingeschleppt und nicht einmal außer Frage, ob es wirklich jene Krankheit war.

Fieber und besonders das sogenannte dreitägige Fieber ist unter der Landbevölkerung der deutschen Kolonien nicht gerade selten. So milde und

gleichmäßig nämlich das Klima ist, so neigt doch der Organismus, der durch die größere Wärme empfindlicher gegen Temperaturverhältnisse geworden, leicht zu Erkältungen. Auch ist Unbesonnenheit und Leichtsinns häufig an Fiebererkrankungen schuld, indem der Kolonist erhitzt kaltes Quellwasser trinkt oder durchgeschwitz mit nasser Kleidung aus der Sonnenhitze in das kühle Wohnhaus tritt und hier ausruht, ohne die Wäsche zu wechseln. Die Folgen sind dann Fieber und Lungenentzündungen, zuweilen mit tödtlichem Ausgang.

Fälle von Sonnenstich kommen selten vor und sind wie Fieber und Lungenentzündungen meist eine Folge eigener Unachtsamkeit, die leicht hätte vermieden werden können.

Nicht selten, besonders bei Kindern, ist in den alten Koloniestrafen die sogenannte brasilianische Krankheit (mal da terra, Bleichsucht), welche von einem Eingeweidewurm (anchoylostoma duodenale) von kaum sichtbarer Größe herührt. Dieser Wurm saugt sich an den Innenwänden des Zwölffingerdarms an und lebt vom Blut. Er verursacht eine Blutzerfetzung, die weißen Blutkörperchen nehmen überhand. Man sucht mit allerlei Mitteln die Würmer abzutreiben und das Blut durch Eisentropfen oder Eisenpillen zu verbessern.

Das beste Vorbeugungsmittel dürfte wohl geeignete Kost und Kräftigung des ganzen Organismus durch Waschungen zur Anregung des Stoffwechsels sein.

In der neuen Kolonie Hansa und schon am oberen Itapocú wird diese tückische und langwierige Krankheit, ebenso wie das Fieber nicht mehr angetroffen, vermuthlich wegen der gesünderen, höheren Lage.

Kleinere Plagen sind der „rothe Hund“ und der Sandfloh.

Der erstere ist eine Art Hautausschlag mit kleinen, rothen Pusteln, die sehr jucken und sich namentlich im Sommer einstellen. Das beste Mittel dagegen ist Hautpflege.

Sehr lästig ist der Sandfloh, ein kleines, kaum sichtbares Thierchen von der Größe einer Nadelspitze, welches sich mit Vorliebe um die Nägel der Fußzehen in die Haut einbohrt und hier seine Eier legt, welche in einen häutigen Sack, in dessen Mitte nach oben das Thierchen wie ein schwarzer Punkt sichtbar ist, eingehüllt sind. Beim Einbohren des Thieres entsteht ein starkes Jucken, welches auf die Gegenwart des Flohs aufmerksam macht und sofort beachtet werden sollte, um das Thier mit einer Nadel zu entfernen, bevor der Eierbeutel größer geworden ist. Die kleine Operation ist wenig schmerzhaft. Bei Unterlassung rechtzeitiger Entfernung wird das alsdann nach Aushebung des Flohs entstehende Loch oft sehr groß. Beim Entfernen des Flohs muß man Acht geben, den ganzen Eierstock und namentlich das Mutterthier herauszubekommen, da dieses sonst von Neuem Eier legt und die zurückbleibenden Eier sich zu Flöhen entwickeln, die weiter um sich fressen.

Hunde und Katzen sind an den Pfoten sehr mit Sandflöhen behaftet. Sie beißen sich dieselben aus den Zehen, wobei die Eier auf die Erde fallen, sich hier zu Flöhen entwickeln und diese sich dann leicht in die Füße der Menschen einbohren.

Reinlichkeit im Haushalt, öfteres Uebergießen des Fußbodens mit heißem Wasser, Wegjagen der genannten Hausthiere von der Asche der Herdstelle, wo sie mit Vorliebe liegen, sind die wirksamsten Vorbeugungsmittel.

Weit unangenehmer als der Sandfloh ist der sogenannte bicho-berne oder bicho da perna, von den Deutschen auch Panzerwurm genannt, das Produkt einer Fliege (*Cutezobra*), die länger und schlanker wie die gewöhnliche Fliege ist. Sie legt in die Haut, nahe der Haarwurzeln, ohne daß man es gewahr wird, ein Ei, welches sich in wenigen Tagen zu einer Made entwickelt, deren Bewegungen ungemein schmerzhaft sind. Namentlich das Rindvieh hat von diesem Insekt furchtbar zu leiden, man sieht die Kühe und Ochsen oft ganz bedeckt von geschwürartigen Anschwellungen. Beim Menschen setzt sich das Insekt seltener an und wird dann, nachdem man über die betreffende Stelle ein Pflaster von Pech oder von Seife und Zucker gelegt hat, um das Thier zu ersticken und die Haut zu erweichen, mit leichter Mühe herausgedrückt.

### Bugres.

Mit der vorrückenden Kultur sind die Indianer, Bugres (Collectivname für alle wilden Indianer Brasiliens), welche vor der Anlegung der Kolonie Dona Francisca auf ihren Jagdzügen bis in das Gebiet der jetzigen Stadt Joinville kamen, immer weiter westwärts von der Küste in das Innere des Landes gedrängt worden. Sie leben in einzelnen Banden von 20—30 Mann mit Weibern und Kindern und durchstreifen ohne feste Wohnsitze das noch mit Urwald bedeckte Land.

Man erzählt sich, daß sie im Innern der Urwälder Pflanzungen angelegt haben, in denen sie Mais und Mandioca anbauen; doch ist Niemand dort gewesen, der es aus eigener Anschauung bestätigen könnte.

Die Bugres sind mit Bogen, Pfeilen, Lanzen und Keulen bewaffnet, die sie sehr geschickt herzustellen und zu gebrauchen wissen.

Ihre Ueberfälle auf Kolonistenansiedlungen finden regelmäßig in der Mittagstunde gegen 1 Uhr statt. Hierbei zeigen sie eine große Grausamkeit und verschonen nicht Weib noch Kind. Doch sind sie ebenso feige wie grausam, namentlich haben sie vor Schießwaffen eine heillose Angst, ein Flintenschuß genügt, die ganze Bande zu verjagen.

Im Joinvillenser Koloniegebiet sind sie jetzt ganz verschwunden, der letzte Ueberfall, bei dem sie einen alten Kolonisten tödteten, erfolgte vor mehr als 24 Jahren.

Vor vier Jahren verbreitete sich unter den Kolonisten am Itapocú das Gerücht von der Anwesenheit von Bugres, und furchtsame Gemüther hatten allerhand Anzeichen, ja Bugres selbst, gesehen. Da aber nie ein Ueberfall erfolgte, nimmt man wohl mit Recht an, daß die Unruhestifter verkappte Brasilianer waren. Auch in der Hansa wollte man im vergangenen Jahre Bugres bemerkt haben; es ist aber Niemandem etwas geschehen, und so wird man auch hier wohl nur Bugre gespielt haben, um den neuen Ansiedlern Furcht einzujagen.

Im Gebiet der auf der Hochebene gelegenen Kolonie Lucena dagegen sind polnische Kolonisten wiederholt von Bugres überfallen und einzelne Familien getödtet worden. Ebenso haben sich noch im letzten Jahre auf der Straße von Blumenau nach Curitibaes Bugres gezeigt, welche einen Trupp

Arbeiter an der Tagereisen, weit noch durch Urwald führenden Telegraphenlinie überfielen.

Eine geschlossene Kolonisation wird die Bugres bald ganz verschwinden lassen.

### Die Thierwelt.

Von Raubthieren hat der Einwanderer nichts zu fürchten. Man entsinnt sich nicht, daß hier je ein Kolonist in der Pflanzung oder auf der Jagd von Raubthieren angegriffen worden und zu Schaden gekommen wäre. Nicht daß größere Raubthiere ganz fehlten, aber sie sind sehr selten und dem Menschen gegenüber feige.

Das gefährlichste Raubthier ist der schwarze Jaguar, ihm zunächst kommt der gefleckte. Seit 18 Jahren ist aber nur ein einziger Fall bekannt geworden, daß ein Jaguar in einer Koloniestraße erschien und Kälber und Füllen aus den Ställen und Weiden holte. Er wurde durch Selbstschüsse getödtet.

Dann giebt es noch wilde Katzen, die als Räuber in den Hühnerställen gefürchtet und häufig in Fallen gefangen werden.

Der Puma oder Silberlöwe wird ab und zu in den Wäldern der Gebirge angetroffen; er ist scheu und ergreift selbst verwundet die Flucht.

Von dem Hunde- und Mardergeschlecht finden sich einzelne Vertreter, der cachorro do matto, cachorrinho do matto, das Irava. Häufiger im Walde ist der Nasenbär (coati, lat. *nasua*), der in Trupps beisammen lebt. Sein Fleisch ist schmackhaft und wird gern gegessen. Mit Hunden gejagt wird eine kleinere Hirsch- und Rehart, deren Fleisch weniger schmackhaft und jedenfalls trockener ist, als das der europäischen.

Das größte hier lebende Wild ist der Tapir (*tapirus americanus*), von den Brasilianern Anta genannt. Seiner dicken Haut und seines saftigen und wohlschmeckenden Fleisches wegen — d. h. wenn er noch jung ist — wird ihm viel nachgestellt.

Sehr zahlreich sind in manchen Jahren die Wildschweine (*dicotyles*), von denen es zwei Arten, eine größere und eine kleinere giebt.

Der brasilianische Hase (*coelho*) ist kleiner, als der deutsche Hase und steht diesem an Geschmack des Fleisches nach.

Ein häufiger Dieb in den Hühnerställen ist die Beutelratte (*gamba*), von der es eine Reihe verschiedener Arten giebt. Ausgewachsen hat die große im Walde lebende Art fast die Größe des coati. Die Beutelratte hat eine Stinkdrüse, deren Inhalt sie, wenn verfolgt, entleert und damit einen ekelhaften Geruch verbreitet. Nachts kommt sie selbst in die Kolonistenhäuser, zumal wenn dort Bananen aufbewahrt werden, die sie gerne frißt. Ihr Fleisch wird von deutschen Kolonisten selten gegessen, mehr aber von Brasilianern, welche beim Abhäuten geschieht die Stinkdrüse zu entfernen wissen.

Von Affen kommen zwei Arten vor, der Pfeifaffe (*macaco* lat. *cebus*) und der Brüllaffe (*mono* oder *bugiu* lat. *stentor*), dessen Fleisch von Vielen gegessen wird.

Sehr geschätzt ist das Fleisch der Paca (*coelogenis*), eines größeren Nagethiers, welches bis 15 Klgr. schwer wird. Thranig dagegen ist das

Fleisch des größten Nagethiers, des Capivara (*Hydrochoerus capivara*), welches an Flußläufen lebt und als Wasserschwein bezeichnet wird. Es erreicht ein Gewicht bis 100 Kilogramm.

Nicht selten ist das Gürtelthier (*Tatú-Dasybus*), welches in zwei Arten vorkommt, das lang geschwänzte grade und das weiße mit kurzem Schwanz, aber sehr langen, scharfen Krallen an den Vorderfüßen.

Das Gürtelthier lebt von Insekten, Larven, Ameisen und ist durch einen festen Rückenpanzer geschützt. Seines Fleisches wegen wird ihm viel nachgestellt, doch wird es meist nur in Fallen gefangen.

Nicht genießbar ist der Ameisenbär (*tamandua-Myrmecophaga*), von dem es hier zwei Arten giebt, eine kleinere mit bräunlichem Fell und eine größere, grau und schwarz gestreift, mit langem buschigem Schwanz (*tamandua-bandeira*). Trotz des großen Nutzens, den diese Thiere durch die Vertilgung der größten Feinde des brasilianischen Landwirths, der Ameisen, stiften, und ihr Fleisch ungenießbar ist, werden sie ihres Felles wegen getödtet. Verfolgt setzen sie sich auf die Hinterfüße und suchen den Angreifer zu umklammern. Wehe ihm, wenn er in ihre Umarmungen geräth. Hunde werden dann erdrückt oder doch durch die langen, scharfen Krallen furchtbar zugerichtet.

Gefährlich kleinen Hühnern und jungen Enten sind die großen Eidechsen, welche auch in die Hühnerställe gehen und Eier nehmen. Exemplare von 2—3 Fuß Länge sind keine Seltenheit. Sie sind aber durch Vertilgen von Schlangen und Insekten eher nützlich und sollten daher, wenn sie nicht in der Nähe der Wohnungen dem jungen Geflügel gefährlich werden, nicht getödtet werden.

Den jungen Hühnern und Enten stellen auch die großen Ochsenfrösche nach. Von zahlreichen andern Froscharten sei noch der Hammerfrosch erwähnt, so genannt nach dem von ihm namentlich des Abends verursachten Lärm.

An vereinzelt Stellen kommen auch Krokodile (*jacaré*) vor, doch ist es eine kleinere, den Menschen kaum gefährliche Art.

Eins der nützlichsten Thiere ist der Nasgeier (*Urubú*). Er lebt von gefallenen Thieren und Fleischabfällen. Für den neuen Einwanderer ist es ein seltsamer Anblick, diese Thiere zahlreich auf den Dächern der Stadt sitzen und wie Haushühner auf den Höfen umherlaufen zu sehen. Ihres Nutzens wegen dürfen sie bei Geldstrafe nicht getödtet werden.

Sehr häufig in den neuen Ansiedlungen ist der Tucan oder Pfefferfresser mit langem Schnabel und prachtvoll roth- oder gelbgefärbter Brust. Er wird leicht geschossen, sein Fleisch ist etwas zäh, liefert aber, namentlich in den Monaten Juni und Juli eine vorzügliche Brühe.

Zur Plage werden häufig die grünen Papageien, die in großen Schaaren über die Maispflanzungen herfallen und großen Schaden anrichten.

Eine kleinere ebenfalls grüngefiederte Art sind die Periquitos, welche in den Reisfeldern unliebsame Gäste sind.

Von wilden Hühnern giebt es eine ganze Anzahl von Arten. Jacú, Jacutinga, Jacupemba, Macúco u. A. Sie haben die Größe der Haushühner, während andere kleinere Arten, wie Ivó, Inhambú und Urú, etwa den Rebhühnern vergleichbar sind.

Die wohlschmeckendsten dieser Hühner sind die Jacutinga, welche im Juli und August in Schaaren von der Serra nach den Urwäldern des Küstengebiets kommen und sich hoch oben auf die Bäume setzen, deren Früchte sie fressen. Sie werden leicht geschossen, denn in neuen Ansiedlungen sind sie noch so wenig scheu, daß sie nicht fortfliegen, wenn eine aus ihrer Mitte getroffen wird. Oft wird von einem Baum nach und nach eine ganze Anzahl heruntergeschossen.

Wasserhühner (*Seracura*) kommen in größeren und kleineren Arten vor; sie werden bisweilen den eben aufgegangenen Maispflänzchen schädlich, indem sie dieselben aus dem Boden ziehen, um das keimende Maiskorn abzufressen.

Von den zahlreichen andern Vögeln seien nur erwähnt Habichte, Spechte, Eulen, Reiher, wilde Tauben und wilde Enten, Finken, Meisen, Sperlinge und Kolibris. Unter den Singvögeln ist der beste Sänger der *Sabia* oder *Caraponga*, eine Drosselart.

Im Allgemeinen zeichnet sich die Vogelwelt durch die Farbenpracht ihres Gefieders aus; aber ihre Sänger kommen den deutschen Singvögeln nicht gleich.

### Schlangen.

Gefährlicher als die Raubthiere sind die Schlangen, von denen es mehrere giftige Arten giebt. Besonders gefürchtet sind die *Jararaca's*, welche in mehreren Arten vertreten sind. Sie werden bis  $1\frac{1}{2}$  Meter lang und armdick. Kleiner und dünner ist die prächtig roth-schwarz-weiß geringelte Korallenschlange, deren Giftigkeit vielfach bestritten wird.

Unglücksfälle durch Schlangen sind aber nicht viel häufiger, als in Deutschland in Gegenden, wo die Kreuzotter auftritt.

In den Apotheken werden Gegenmittel gegen Schlangenbiß verkauft. Neuerdings will man in Rio Grande do Sul ein unfehlbares Heilmittel, *Viborina* genannt, erfunden haben. Eingenommen soll dies gegen Schlangenbiß immun machen, eine Behauptung, deren Richtigkeit noch nicht genügend erwiesen zu sein scheint.

Außer den specifischen Schlangennitteln gebraucht man bei Schlangenbissen Einspritzungen einer Lösung von hypermangansaurem Kali; auch sollen Einreibungen der gebissenen Stelle mit Petroleum vorzüglich wirken. Empfohlen wird ferner die Herbeiführung starken Schwitzens durch heißen Thee.

Die Brasilianer behaupten vielfach, daß Knoblauch schon durch seinen Geruch die Schlangen vertreibe, weshalb sie oft rathen, mit Knoblauch die Füße einzureiben, wenn man an Stellen arbeitet, wo Schlangen vermuthet werden.

Hohe Stiefel schützen ziemlich sicher gegen Schlangenbiß.

Die größte Schlangenart ist die Mauseshlange, welche über 2 Meter lang wird, aber nicht giftig ist und sich durch Vertilgung von Giftschlangen sogar nützlich macht; sie sollte daher nicht getödtet werden.

Man tödtet die Schlangen, wenn sie sich nicht sprungbereit zusammengerollt haben, ziemlich gefahrlos durch einen Schlag mit einem dünnen Stock über die Mitte des Körpers.

Von selbst greifen die Schlangen den Menschen nicht an, sondern beißen nur, wenn sie getreten oder gereizt werden.

Gefürchtet wird auch die Buschspinne. Sie ist groß, schwärzlich mit behaartem Leib und kurzen, dicken Füßen, und wohl zu unterscheiden von der grau-braunen Barattenspinne mit langen, dünnen Beinen, welche unschädlich ist und durch Vertilgung von allerlei Ungeziefer sich nützlich macht.

Der Biß der Buschspinne wird ungemein schmerzhaft. Der gebissene Körperteil wird blau und schwillt wie beim Schlangenbiß sofort stark an. Tödlichen Ausgang aber hat man noch nicht beobachtet. In der Regel ist nach einigen Tagen keine Folge mehr zu verspüren. Zur Linderung der Schmerzen stecke man das gebissene Glied in so heißes Wasser, als man es nur ertragen kann.

### Die Ameisen. Moskiten. Baratten.

Die größte Plage für den brasilianischen Landwirth sind die Ameisen, und unter ihnen namentlich die sog. Schlepper oder Tragameisen, von denen es zahlreiche Arten giebt. Sie beißen die Blätter und jungen Triebe der Pflanzen und Obstbäume ab und schleppen sie in ihre Nester, woselbst sie daraus eine weißliche, schlammartige Masse herstellen, die ihrer Brut zur Nahrung dient.

Die häufigste Art der Tragameisen ist die schwarze, welche ihr Nest über der Erde, am liebsten an verfaulten Baumstämpfen, baut. Das Nest mit der Brut läßt sich leicht mit kochendem Wasser verbrühen. Eine andere Art ihrer Vertilgung ist die, daß man neben dem Nest ein Loch gräbt und dann mit einem Spaten das ausgehobene Nest hineintwirft und mit Boden fest zustampft, wodurch Eier und Brut zerstört werden.

Mühsamer zu vertilgen sind die Ameisen, deren Nester unter der Erde sind. Nur das Nest einer kleineren, rothen Ameise, welche nicht allzutief in der Erde ihr Nest baut, in welches eine trichterförmige Oeffnung führt, kann ebenfalls leicht durch Hineingießen von kochendem Wasser zerstört werden. Dagegen muß man gegen die Nester der Saüba-Ameise schon besonders konstruirte, in St. Catharina aber noch wenig eingeführte Apparate anwenden, durch welche Schwefeldämpfe entwickelt werden, die man in ein Ausgangsloch leitet, während man die andern Ausgänge zustopft.

Fast mühsamer als die Vernichtung der Nester ist das Auffinden derselben, zumal bei den Nachtschleppern, da die Tragameisen die Blätter von weiten Entfernungen her holen und ihr Gang durch das hohe Gras und Gestrüpp schwer zu verfolgen ist; bisweilen geht er sogar streckenweise unter der Erde.

Der Schaden, den diese Schlepper an den Pflanzungen anrichten, ist ganz bedeutend und hat schon manchen Kolonisten vom Lande vertrieben und ihm das Landleben verleidet. In wenigen Tagen oder Nächten können sie junge Baum- und Gemüseplantagen vollständig abgenagt und die Blätter in Stückchen weggeschleppt haben. Ihre Vernichtung ist daher für den Landmann nicht weniger wichtig, wie das Säen, Pflanzen und Reinhalten der Pflanzung.

In den ersten Jahren sind die Ameisen in den neuen Ansiedlungen nicht so häufig, wie nach längerer Bearbeitung.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die Wanderameisen, welche plötzlich in unzähligen Massen erscheinen und in die Häuser eindringen. Sie richten aber keinen Schaden an und sind sogar oft willkommen, da sie mit allem Ungeziefer, namentlich den so lästigen Baratten (eine große Kakerlakenart, lat. *Blatta orientalis*) gründlich aufräumen. Unangenehm ist es nur, wenn diese Wanderer sich Nachts und bei Regenwetter einstellen. Denn es bleibt diesen Eindringlingen gegenüber nichts anderes übrig, als aus dem Hause zu retiriren und bei einem Nachbar oder in der getrennt vom Hause stehenden Küche oder Stallung auf das Verschwinden der Wanderer zu warten. In der Regel sind sie in einigen Stunden ebenso spurlos verschwunden, wie sie gekommen waren.

Lästig in den Wohnhäusern sind die Fett- und die Zuckerameisen, erstere eine kleine, diese eine größere Ameisenart. Sie gehen namentlich Nachts über die Eßwaaren her. In der Stadt ist wohl kein Haus, in dem sich nicht die Zuckerameisen eingenistet hätten.

Schädlich sind die Termiten, eine kleine, weißliche Ameisenart, welche sich in Gebäuden einnisten, das Holzwerk zerschlecken und große Nester mit harter Kruste bauen. Man muß beim Bauen genau Obacht geben, daß man sie nicht etwa schon im Bauholz einschleppt. Empfohlen wird, sie mit Arsenik zu vertilgen, welches man messerspitzenweise in die Nester und einzelne ihrer deutlich sichtbaren Gänge streuen soll.

Eine Pein sind im Sommer die Mücken oder Mosquitos, weniger vielleicht durch ihre Stiche, als durch ihr Summen in der Nähe des Ohres.

Einen stark juckenden Reiz hinterläßt der Stich einer kleinen Mücke, von den Brasilianern *Borichudo* genannt. Die verbreitetste Plage in den Häusern sind die Baratten oder Kakerlaken. Nichts ist vor ihnen sicher, Bücher, Kleider, Eßwaaren, alles benagen sie. Man wendet gegen sie ein besonderes Gift an, muß aber aufpassen, daß nicht etwa die Hühner die vergifteten Baratten fressen. Wird Borax mit Zucker aufgestellt, so krepiren die Baratten ebenfalls daran und können dann auch ohne Schaden von den Hühnern gefressen werden.

### Der Urwald.

An Ueppigkeit der Vegetation, Reichthum der Farben und Mannigfaltigkeit der Sträucher und Bäume kann der deutsche Wald sich nicht mit dem brasilianischen Urwald vergleichen. In der Nähe der Küste und besonders in den Flußthälern ist der Wald ein undurchdringliches Dickicht. Durch Rohr, hohes Farren-Gestrüpp und Schlinggewächse, die wie Stricke und Taue von den höchsten Baumkronen zur Erde herunterwachsen, muß man sich erst einen Weg mit dem Waldmesser bahnen.

Die Aeste der Bäume sind bedeckt mit Orchideen, wilden Ananas und anderen Schmarotzerpflanzen, deren Blüthen in den herrlichsten Farben prangen. Palmen, immergrüne Laubbäume, schlankes, bis in die höchsten Baumkronen ragendes Taquararohr führen eingeengt mit einander den Kampf um Licht und Luft. Das Geäst der Bäume setzt bei den meisten daher erst in ziemlicher Höhe an und ist weniger breitfrönig, als bei den deutschen Laubbäumen.

Näher der Hochebene aber und auf den Berghöhen wird der Wald lichter und ähnelt mehr dem deutschen Laubwald.

Beängstigend jedoch wirkt in diesem üppigen, farb- und formenreichen Urwald die Einsamkeit. Nur der helltönende Schrei des Glockenvogels, das Gekreisch der Papageien, das Gefrächze der Tucane oder der Ruf eines Waldhuhns läßt sich dann und wann vernehmen, selten aber nur hört man das fröhliche Gezwitzchen eines Singvogels.

Eine besondere Eigenart des brasilianischen Urwaldes im Küstengebiet ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit seiner Baumarten. Außer verschiedenen Palmen (Jerivá, Indayá, Ripa u. a.) giebt es eine Unzahl verschiedener Laubbäume, deren Namen nicht einmal die Brasilianer alle kennen. An Nutzhölzern seien angeführt: Araribá, Ipé, Tajauba, Canella, Jacarandá, Louro, Ceder, Biquiá, Garuba, Peroba, Canjerana, Urucurana, Sassafras, Oleo, Araça. Andere Bäume wie die Larangeira, Leiteira, Figueira u. a. sind nur als Brennholz zu verwenden.

Der Wald des Hochlandes ist von diesem Urwald des Küstenstrichs sehr verschieden. Sein wichtigster Baum ist die Araukarie, bras. Pinheiro, deren junge Stämmchen den deutschen Familien den Weihnachtsbaum liefern. Neben dem Pinheiro liefert die Jmbuya, eine Canella-Art (nectandra), ein vielfach verwandtes, dauerhaftes Nutzholz.

Sehr nützlich für den Kolonisten ist die Palmitte, von den Brasilianern Ripa genannt, eine Palme mit 6—12 Meter hohem, schlankem Stamm, der zu Latten gespalten beim ersten Bau von Wohnhaus und Stallung und zu Zaunlatten gebraucht wird. Zum Dachdecken wird das Blatt der sog. Dachpalme benutzt, die aber in der Nähe des Hochlandes schon nicht mehr gefunden wird.

Eine Schlingpflanze (Cipó-pao) liefert die Stricke zum Zaun- und Hausbau, dient als Waschleine &c. Außerdem werden noch aus dem Bast verschiedener Bäume und Schlingpflanzen, die gleich dem Cipó-pao von den Baumkronen zur Erde herunterwachsen, Stricke gefertigt.

### Jagd und Fischerei.

Die Jagd ist nicht so einträglich, wie sie sich der Einwanderer vorstellt. Dem alten Kolonisten entlockt es alle Mal ein Lächeln, wenn er sieht, wie die Einwanderer alle mit Flinten bewaffnet ankommen, die sie als den unentbehrlichsten Ausrüstungsgegenstand betrachten. Die Jagd ist hier viel mühsamer, als in Deutschland, das Herumfriechen in den weg- und steglosen Bergen, durch das Gestrüpp des Urwaldes ist mehr Arbeit als Vergnügen. Auch hindert das dichte Unterholz den freien Blick und entzieht das Wild dem Jäger, wenn er nicht wie die Eingeborenen, von klein an im Waldlaufen geübt, einen leichten Tritt, feines Gehör und scharfes Auge hat. Zudem ist das Wild viel spärlicher, als in Deutschland, wo es gehegt wird und seine Schonzeit hat, während der Brasilianer zu jeder Zeit im Jahr das angetroffene Wild schießt. Der deutsche Kolonist geht daher nur wenig auf Jagd; doch sind auch unter ihnen Liebhaber, die darüber, wie die meisten Brasilianer, ihre Wirthschaft vernachlässigen.

Einträglichler als die Jagd ist das Bauen von Fallen, welche man aus Stöcken und Palmiten fertigt, die mit Schlingpflanzen zusammengebunden werden.

Die Fischerei war früher in den Flüssen ungemein ergiebig; doch haben die Fische in der Nähe der bestehenden Ansiedlungen durch die beständigen Nachstellungen ohne Schonzeit sehr abgenommen. Gefischt wird mit Netzen und Angeln.

## Die erste Ansiedlung.

### Die Auswahl des Bauplatzes.

Die erste Sorge bei der neuen Ansiedlung muß die Auswahl des Hausplatzes sein.

Zu achten hat der Kolonist dabei besonders darauf, daß Wasser in der Nähe ist. Es ist dies eine große Hauptsache, ja manche landwirthschaftliche Betriebe, wie Zuckersiedereien, Brennereien, größere Viehhaltungen, hängen direkt davon ab. Aber auch im Allgemeinen ist es eine erhebliche Erleichterung für die Wirthschaft, wenn das Wasser, welches in einer Bauernwirthschaft in ziemlichen Mengen verbraucht wird, nicht erst von weit her geholt werden muß.

Man wähle daher am besten zum Hausplatz eine Stelle am Ufer der Flüsse oder Bäche, wie sie fast in allen Grundstücken angetroffen werden. Doch bedenke man, daß die Flüsse, welche bei trockener Witterung ganz harmlos, oft sogar wasserarm erscheinen, bei den heftigen Gewitterregen in wenig Stunden zu reißenden Gießbächen anschwellen, welche hoch über ihre Ufer treten. Man wird also, um sicher vor Ueberschwemmungen zu sein, für den Hausplatz eine kleine Anhöhe oder eine besonders hochgelegene Stelle am Ufer wählen müssen.

In sanitärer Hinsicht von Wichtigkeit ist, daß man nicht in der Nähe eines Sumpfes oder zwischen Bergschluchten baut. Fließendes, klares Wasser und eine trockene, luftige Lage des Wohnhauses wird vielen Krankheiten vorbeugen.

Vortheilhaft ist es, etwas abseits von der Straße zu bauen; man kommt dann weniger mit den Nachbarn in Kollision durch herumlaufende Hühner, Enten oder Schweine, die nicht selten die Ursache erbitterter Feindschaften zwischen Nachbarn werden.

Der Bauplatz sei ferner geräumig genug, um später Stallungen und sonstige Wirthschaftsgebäude aufzuführen und ein größeres Wohnhaus errichten zu können. Auch wähle man ihn so, daß sich ein Garten für Gemüse und Obstbäume in unmittelbarster Nähe anlegen läßt.

Die sorgfältige Untersuchung des Terrains in Berücksichtigung aller dieser Umstände ist nicht genug anzurathen. Ein schlecht gewählter Hausplatz kann ungemein hindernd auf die ganze Entwicklung der Wirthschaft wirken.

### Der Waldschlag.

Hat man den Bauplatz bestimmt, so beginne man mit dem Abhauen des Waldes, dem sogenannten Waldschlag. Hierbei werde der Platz für das Wohnhaus und die künftige Stallung nach allen Seiten so freigelegt, daß nicht später zu fallende Urwaldbäume auf das Haus fallen können. Fehlerhaft ist es, etwa besonders schön gewachsene Bäume in der Nähe des künftigen

Hauses stehen zu lassen. Die Bäume des brasilianischen Urwaldes haben meist keine oder nur eine wenig tiefgehende Pfahlwurzel und werden daher, wenn sie frei den Winden ausgesetzt sind, leicht entwurzelt; sie bilden so in der Nähe des Wohnhauses eine beständige Gefahr.

Den ersten Waldschlag mache man nicht zu groß. Einmal empfiehlt es sich, möglichst schnell zum Pflanzen und dadurch zu einer Ernte zu kommen, um nicht mehr alle Lebensmittel kaufen zu müssen, sodann aber hat der neue Kolonist in dem ersten Jahre außer der Arbeit auf dem Felde mit der Einrichtung der Wirthschaft vollauf zu thun.

Selbst bemittelten Ansiedlern ist, wie an anderer Stelle näher begründet werden soll, entschieden abzurathen, im ersten Jahre eine größere Pflanzung anzulegen.

Der Waldschlag geschieht in der Weise, daß man zuerst das ganze abzuholzende Stück Land mit dem Waldmesser (*facão*), einem etwa zwei Fuß langen, an der Spitze breiteren und nach rückwärts gebogenen Säbel oder einer *foice*, von den Deutschen Fuchs genannt, einem sichelartigen Instrument, das Gestrüpp, Unterholz und die kleinen Bäumchen abhaut. Dann folgt das Fällen der Bäume meist nur mit der Art, doch kann oft die Säge, wenn sie richtig angewendet wird, die Arbeit sehr erleichtern.

Ein im Waldschlagen geübter Arbeiter legt je nach der Beschaffenheit des Waldes in 3—4 Tagen einen Morgen nieder.

#### Die Roça (spr. Roça). Brennen und Aufräumen des Waldschlages.

Nach dem Fällen der Bäume muß die Roça, wie man das Pflanzland nennt, einige Wochen liegen bleiben, damit das Laub, die Zweige und kleineren Aeste trocken werden. Die Zeit, die hiezu erforderlich, ist verschieden je nach Jahreszeit und Witterung. Wald, der bei trockener Sommerhize, etwa im December, geschlagen wird, brennt schon nach 2—3 Wochen, während im Winter bei günstiger Witterung durchschnittlich 6—8 Wochen zu rechnen sind. Stellt sich aber Regentwetter auf längere Zeit ein, so kommt es vor, daß man überhaupt nicht brennen kann, da sich inzwischen wieder neue Vegetation eingestellt hat, „die Roça grün geworden ist“.

Ist die Roça getrocknet, so zündet man sie, gewöhnlich in der Mittagstunde zwischen 1 und 2 bei bewegter Luft, an der Windseite auf mehreren Stellen an, worauf sie in weniger als einer Stunde durchgebrannt ist, da das Feuer mit Schnelligkeit um sich greift.

Brennt die Roça gut, was man dadurch fördern kann, daß man beim Waldschlag die stärkeren Aeste der gefällten Bäume durchschlägt, damit das Geäst nicht so sperrig liegt, so bleiben nur die Stubben, Stämme und die dicken Aeste, während die Blätter und dünneren Zweige zum größten Theil vom Feuer verzehrt werden.

Die Befürchtung, daß beim Brennen der geschlagenen Roça das Feuer in den Wald übergreife, ist unbegründet; selbst bei langandauernder Trockenheit ist hier jeder Waldbrand ausgeschlossen. Das dichte, grüne Unterholz, das Geäst der Bäume mit seinen wasserreichen Schmarogerpflanzen, kurz, die ganze saftige Vegetation bietet keinen Nährboden für Waldbrände.

Nach dem Brennen wird die Koga „aufgeräumt“ d. h. zur Pflanzung zurecht gemacht. Dies geschieht in der Weise, daß die nicht verbrannten Zweige und kleineren Neste abgeschlagen und zu Holzstößen zusammengetragen werden, die man später verbrennt.

Durchschnittlich geht das Räumen einer Koga so schnell vor sich, wie der Waldschlag, schneller wenn sie gut, und langsamer, wenn sie schlecht gebrannt hat.

Man hüte sich, zu viel Holz zu verbrennen. Der Zweck des Räumens soll kein anderer sein, als daß man sich zwischen den geschlagenen Stämmen und den Stubben bewegen und pflanzen kann; jedes Räumen über diesen Zweck hinaus ist unnütze Arbeit.

War die Witterung aber so ungünstig, daß die Koga nicht gebrannt werden konnte, weil inzwischen schon wieder hohes Unkraut gewachsen war, so bleibt nichts übrig, als daß man, wie bei den schlecht gebrannten Stellen der angezündeten Koga, alles Laub, Gezweige und Geäst mühsam zusammenträgt und dann anzündet, oder diese Stöße, wenn sie nicht brennen wollen, stehen läßt und rings herum pflanzt.

Die Stubben, Stämme und dicken Neste läßt man ruhig liegen und pflanzt, so gut es eben geht.

Die Stubben ausroden und die Stämme fortschaffen zu wollen, wie es thatsfächlich einige Ansiedler, die nicht auf Rath hören wollten, gemacht haben, ist ein schwerer Fehler, und sind jene Besserwisser auch sehr schnell wieder davon abgekommen. Einmal erfordert das Roden eine ungeheure Zeit und Anstrengung, und dann kommt zuviel todter, unfruchtbarer Boden nach oben. Erst in 5—10 Jahren, nachdem das Land inzwischen bepflanzt war und die Stubben und Stämme meist versault oder mürbe geworden sind, empfiehlt es sich, Pflugland zu schaffen, d. h. den Boden so zu säubern, daß man ihn mit dem Pflug bearbeiten kann.

### Der Hausbau.

Zwischen dem Waldschlagen und dem Aufräumen liegt je nach der Jahreszeit und Witterung ein Zeitraum von 3—8 Wochen. Während dieser Zeit kann der mittellose Kolonist auf Arbeit gehen, um Geld zu verdienen, oder man benutze sie, um soviel wie möglich für den ersten Hausbau vorzurichten, Bauholz zurecht zu machen, Schindeln zu spalten, Dachblatt zu holen, Palmiten (Ripa-Palmen) zu spalten u. s. w.

Das Wohnhaus baut man so schlicht wie möglich, damit man schnell unter Dach und Fach auf dem eignen Lande komme. Natürlich werden die Vermögensverhältnisse hier eine Rolle mitspielen; doch ist auch Vermögendere zu rathen, für den Anfang auf allen überflüssigen Luxus und größere Bequemlichkeiten zu verzichten.

Die Ständer des Hauses werden 2—3 Fuß tief in die Erde gegraben. Dabei hat man Acht zu geben, daß man nur gutes Holz nimmt, welches im Boden nicht fault, wie z. B. Araribá. Sollte diese Baumart nicht genügend auf dem Grundstücke vorhanden sein, so nehme man Kanella, Canjerana oder Urucurana. Letztere zwei Holzarten wird man unschwer in genügender Menge

antreffen. Doch giebt selbst die schwarze, harte Palmiten vorzügliche Ständer, welche auf Jahre halten und keine weitere Bearbeitung erfordern; ihre Verwendung ist dringend zu empfehlen.

Zu Wänden und als Dachsparren nehme man ebenfalls die harte Palmiten. Man zerschneidet sie in entsprechend lange Stücke, spaltet diese und stellt sie dann senkrecht nebeneinander in die Felder zwischen den Ständern, wo sie an Querleisten mit Cipó festgebunden werden. Häufig läßt man die Palmiten ungespalten und legt die Stücke horizontal aufeinander zwischen die Ständer auf Leisten, welche ebenfalls von Palmiten gespalten sind und auf die Ständer genagelt werden.

Auch die Thüren werden von gespaltenen Palmiten gefertigt und als Fenster werden in den Wänden Oeffnungen gemacht, welche Nachts in irgend einer Weise geschlossen werden.

Als Fußboden dient festgestampfter Lehm, wie auf den Dreschtemmen in Deutschland.

Verfügt der Ansiedler über genügend Geld oder Arbeitskräfte, so kann er Bretter schneiden und sich ein Haus von Brettern bauen lassen.

Gedeckt wird das Haus mit den Blättern einer strauchartig wachsenden Palmenart, der sog. Dachpalme, welche übrigens getrocknet nach Europa zu Dekorationen, Marktbouquets, verschickt werden. Von diesen Blättern werden immer 3—5 übereinander in Abständen von 1—2 Zoll an Palmiten-Latten mit Cipó gebunden. Die Latten legt man dann zum Dachdecken auf die Sparren etwa 6 Zoll von einander entfernt. Vor dem Decken aber werden die fertig gebundenen Latten, um sie dauerhaft zu machen, aufeinander gelegt, damit sie sich erhitzen und gewissermaßen fermentiren. Man läßt sie so 3—4 Wochen liegen und legt sie ab und zu um, damit sie sich nicht überhitzen oder modern.

Ein in dieser Weise gedecktes Dach hält, wenn es gut gebunden und das Blatt bei abnehmendem Mond geschnitten ist, gut fünf Jahre, ohne Regen durchzulassen.

Wo aber Dachblatt nicht mehr angetroffen wird, müssen Schindeln zum Dach gespalten werden. Im Hochland nimmt man dazu die Araukarien (Pinheiros), welche dort auch die Palmiten beim Hausbau ersetzen.

Im Küstengebiet macht man die Schindeln entweder aus der rothen Ceder (dem Cigarrenkistenholz) und Canella oder aus Araribá, wenn diese in hinlänglicher Menge vorhanden. Schindeln aus diesem Holze liefern ein unverwüsthliches Dach, das von Vielen selbst dem Ziegeldach vorgezogen wird.

Meistens werden die ersten Kolonisten-Häuschen 6 Meter lang, 4 Meter breit und 2—2½ Meter hoch gebaut; doch richtet sich natürlich die Größe nach der Familie. Innen zieht man Wände von Palmiten und macht an der Rückseite einen kleinen Anbau zur Küche.

Tische, Bänke, Bettstellen werden aus Pfählen mit darüber gelegten, gespaltenen Palmiten oder Brettern gefertigt.

So hat man schnell ein Haus fertig, welches bei dem milden Klima in den ersten Jahren der Ansiedlung seinen Zweck erfüllt und allmählich verbessert wird, bis ein Bretter- oder Ziegelhaus an seine Stelle tritt.

### Vom Herd, vom Backofen und vom Brodbacken.

Gekocht wird in der ersten Zeit auf ebener Erde oder auf einem Herd, den man sich in der Weise herstellt, daß man über vier in die Erde gegrabene niedrige Ständer Palmiten legt und auf diese eine dicke Schicht Lehm bringt, worauf dann das Feuer gemacht wird.

Anfangs, so lange man kein Brod hat, röstet man sich statt dessen Mandiocamehl (Farinha) in einem Tiegel und mischt etwas Zucker hinein, oder man bäckt sich aus Farinha oder Maismehl und Wasser in einem Tiegel kleine Kuchen in Fett.

Sobald wie möglich baut sich aber der Kolonist einen Backofen aus reinem Lehm, oder besser aus gestrichenen und an der Luft getrockneten Ziegelsteinen.

Bemittelte Ansiedler nehmen zum Brod Weizenmehl. Dieses untermischt mit Maismehl und Farinha giebt ein vorzügliches Brod. Weniger bemittelte Kolonisten backen ihr Brod aus Maismehl, Farinha und geriebenen Kartoffeln und süßen Bataten oder auch aus geriebenen Cará- und Taja-Knollen.

### Die erste Pflanzung.

Rehren wir zur Roça zurück, die inzwischen gebrannt und geräumt sein soll. Jetzt beginnt das Pflanzen, und dabei kommt natürlich zunächst die Frage zur Erörterung, was und wie gepflanzt werden soll.

Grundsatz für den neuen Ansiedler muß es sein, daß er zunächst alles anpflanze, was in den Haushalt an Lebensmitteln gehört und nicht daran denke, viel zum Verkauf anzupflanzen. In dem ersten Jahre hat er mit dem Bauen und der Einrichtung der Wirthschaft überhaupt so viel zu thun, daß er nicht dazu kommt, größere Roças anzulegen und, was noch schwerer ist, sie rein zu halten, zumal er, wenn er mittellos ist, auf Arbeit gehen muß, um den Lebensunterhalt der Familie zu verdienen. Ein richtiges Maßhalten in der Pflanzung, d. h. die Beschränkung, daß nie mehr angepflanzt wird, als mit den vorhandenen Arbeitskräften auch von Unkraut rein gehalten und gegen Tragameisen geschützt werden kann, ist eine der wichtigsten Regeln für den vernünftigen Wirthschaftsbetrieb. Es ist einer der häufigsten Fehler, den selbst ältere Kolonisten begehen, daß sie ihre Arbeitskraft überschätzen. Gepflanzt ist ja leicht und es ist verführerisch, große Pflanzungen anzulegen. Man vergißt aber dabei nur allzuleicht, daß zwischen Pflanzen und Ernten eine geraume Zeit liegt, in der ein beständiger Kampf mit dem üppig aufschießenden Unkraut und den Tragameisen geführt werden muß. Wie viel schöne Zeit und Arbeitskraft ist nicht schon durch unüberlegtes Pflanzen, über die Arbeitskräfte hinaus, unnütz vergeudet worden. Das Unkraut nimmt in der übergroßen Pflanzung überhand und erstickt die Kulturpflanzen, und die Tragameisen schleppen den Rest fort. Die Arbeitskräfte reichen nicht aus zur Bewältigung aller Arbeit, und so ist man schließlich genöthigt, einen Theil der Pflanzung preis zu geben.

Ein Kolonist, der nicht schon erwachsene Kinder hat, die in der Pflanzung mithelfen, kann, da alle Arbeit in der Urwaldsroça mit der Hacke und der

Hand gemacht werden muß, kaum mehr als 3—4 Morgen Pflanzung bestellen und rein halten.

Angepflanzt werden müssen vor Allem Knollenfrüchte, welche hier in zahlreichen, sehr von einander abweichenden Arten angebaut werden, von denen vom Juli bis April, also fast das ganze Jahr hindurch, immer diese oder jene Art gepflanzt werden kann.

Eines der wichtigsten Nahrungsmittel für den Kolonisten sind die schwarzen Bohnen, deren Anbau nicht unterlassen werden darf. Sie werden gepflanzt vom Juli bis in die erste Hälfte des Oktober und von Ende Januar bis Ende Februar und reifen in 4 Monaten.

Die wichtigste Frucht aber für den neuen Ansiedler ist der Mais, der vom Juni bis Ende Oktober zu pflanzen ist. Mais liefert ihm das Mehl zum Backen und das wichtigste Futter für alles Vieh.

Jedenfalls sorge man auch sofort für Futter für Schweine durch Anbau von Inhame oder Yams, Kürbisse (Abobaras) und Kartoffeln. Dringend anzurathen ist dem neuen Kolonisten, etwa 100 Zwergbananen anzupflanzen, über deren leider noch zu wenig beachtete Bedeutung in der Hauswirthschaft wie in der Viehhaltung noch an anderer Stelle gehandelt wird.

Auch andere Bananensorten, einige Kaffee- und Obstbäume sind anzupflanzen und, gestattet es die Jahreszeit, auch Gemüse auszusäen.

Weide anzupflanzen kann dem mittellosen Ansiedler nicht für das erste Jahr gerathen werden, da er vor dem dritten Jahr schwerlich in die Lage kommen wird, soviel verdient zu haben, daß er sich eine Kuh kaufen kann. Wer dagegen über Geld verfügt, sollte die Anpflanzung von Weidegras (Gramma) und von Futterzuckerrohr und Futtergras (Capim) nicht versäumen.

Nicht unterlasse der Ansiedler eine Anpflanzung von Reis, und diese sei um so größer, wenn die vorgeschrittene Jahreszeit ihm nicht mehr gestattet, Mais zu pflanzen; diesen kann dann der Reis im Haushalt vielfach ersetzen.

Von der Anlegung einer Zuckerrohrroça oder größeren Kaffeepflanzung ist für das erste Jahr entschieden abzurathen. Entweder vernachlässigt man bei den vielen Arbeiten, die im Anfang zur Einrichtung erforderlich sind, die Pflanzung, welche die Lebensmittel liefern soll, oder jene Pflanzungen verkommen im Unkraut und die Kaffeebäumchen werden von Ameisen abgefressen. Auch trägt der Kaffee nicht vor dem vierten Jahr, und das Zuckerrohr ist erst in 1½ Jahren zu ernten und verlangt zur Verarbeitung die Anschaffung von Geräthschaften, zu denen schon ein größeres Kapital gehört.

Wohl aber dürfte es gerathen sein, gleich im ersten Jahre eine kleine Roça mit Tabak zum Verkauf anzupflanzen. Tabak liefert schnell eine Ernte, erfordert kein Anlagekapital und bringt dem Kolonisten gleich baares Geld ins Haus. Uebrigens wird ihm auch der Ertrag aus den obenerwähnten Kulturen immerhin ein Plus über seine Wirthschaftsbedürfnisse abwerfen, durch dessen Verkauf er sich die nothwendigsten Bedarfsartikel aus den Vendas (Kaufläden) anschaffen kann.

Hühner halte man nicht zu früh, denn einmal fehlt es für den Anfang an Futter, und dann richten die Hühner durch Ausscharren der Ausfaat und Abbeißen der jungen Pflänzchen vielen Schaden an. Man warte mit der

Anschaffung, bis die Pflanzung schon eine gewisse Höhe erreicht hat, und das Gemüse schütze man gegen die Verwüstung des Federviehs durch einen dichten Zaun.

Besonders schaffe man aber nicht eher Schweine an, als bis hinreichend Futter vorhanden ist. Dies ist ja eigentlich selbstverständlich, und doch begehen diesen Fehler so häufig Leute, die in der Heimath nicht Landwirthschaft betrieben haben.

Im Urwalde giebt es kein Futter für die Schweine, ein Versuch, sie mit Palmitenkohl zu füttern, wie wohl ab und zu gemacht wird, hat immer Schaden für den Kolonisten. Die Thiere werden nicht satt, und ihm kostet das Abhauen der Palmiten mehr, als er von den dabei halb verhungerten Thieren Nutzen hat. Frei umherlaufen aber kann man die Schweine nicht lassen; denn sie würden nicht genug Futter finden und obendrein die Pflanzung durch Auswühlen und Abfressen ruiniren.

Etwa drei Monate nach Anlegung der ersten Pflanzung kann man sich einige Ferkel anschaffen, da dann die *Roca* schon Blätter und als Futter geeignetes Unkraut liefert, und mit etwas zugekauftem Mais lassen sich die Thiere bis zur ersten Futterernte schon durchbringen.

Auch Kühe und Pferde kaufe man nicht früher, als man Weide und hinreichend Futter für ihren Unterhalt hat. Dies gilt namentlich für bemitteltere Einwanderer. Man lasse sich nicht täuschen durch die scheinbar unerschöpfliche *Capoeira*, spr. *Kapoéra*, d. h. jungen Waldwuchs, auf und an der Straße, welcher allerdings manche gute Futterpflanze enthält, auch rechne man nicht auf das Unkraut aus der Pflanzung. Alles dies reicht doch nicht auf die Dauer hin für eine ordentliche Fütterung, und dann kostet das Zusammensuchen und Herbeischleppen dieses Futters so viel Zeit, daß man bedeutend mehr versäumt, als der Nutzen beträgt. Ferner müßte gleich für Stallung Sorge getragen und vor Allem ein starker fester Zaun um die Weide gezogen werden, damit das Vieh nicht in die Pflanzung kommt. Man sei in diesem Punkt nicht nachlässig; denn so manche saure Arbeit vieler Wochen kann durch frei umherlaufendes Vieh an einem Tage oder in einer Nacht vernichtet werden.

Gemüse auszusäen, wenn es die Jahreszeit irgend erlaubt, ist aus mehrfachen Gründen rathsam. Gemüse liefert schnell Lebensmittel in die Küche, bringt Abwechslung in die Kost und ist durch seinen Gehalt an Blutsalzen außerordentlich förderlich zur Erhaltung der Gesundheit, zumal im Urwald, wo die Fleischkost meist aus *Carne secca* oder *Charque* (getrocknetes Fleisch), eingesalzenem oder geräuchertem Fleisch besteht.

Zu den Kohlarten bedarf es in neuem Waldschlag keiner besonders zubereiteten Beete. Verpflanzt in die *Roca* gedeihen sie vorzüglich. Nur die Ausfaatbeete und Beete zu Rüben, Radieschen, Rettig wird man harten müssen. Man wähle dazu recht lockeren, humusreichen Boden.

Für die Pflege jeder Pflanzung ist noch für den Anfänger zu bemerken, daß er die Witterung gut benutzen muß. Von Unkraut zu säubern ist die Pflanzung vorzugsweise bei trockener Witterung, da das bei regnerischem Wetter ausgerissene oder ausgehackte Unkraut schnell wieder anwächst.

Zu warnen ist beim Reinigen der Roga vor einem Fehler, der nicht selten gemacht wird. Manche, welche recht gründlich reinigen wollen, schleppen nämlich alles Unkraut aus der Pflanzung heraus auf den Weg. Dem Boden wird dadurch der an den Wurzeln des ausgerissenen Unkrautes haftende Humusboden genommen und in dem Unkraut selbst ein werthvoller Dung entzogen. Auch dient das zerstreut am Boden liegende, ausgerissene Unkraut vorzüglich dazu, die Erde gegen das Austrocknen durch die heißen Sonnenstrahlen zu schützen; unter dem Unkraut bleibt der Boden immer locker und frisch. Ferner hindert das Unkraut, welches in der Pflanzung liegen bleibt und den Boden zwischen den Kulturpflanzen bedeckt, daß nicht allzu schnell wieder frisches Unkraut aufschließen kann.

Bersäemt man die günstige Witterung zum Reinigen, so kann leicht die ganze Ernte verloren gehen. Das stärker und schneller als die Kulturpflanzen wachsende Unkraut nimmt überhand und erstickt die jungen Pflänzchen, oder die Arbeit des Jätens wird so mühsam, daß man die Pflanzung einfach preisgibt. Man reinige daher so früh wie möglich, d. h. so bald es die Witterung erlaubt.

Vor Allem hüte man sich, überhaupt blindlings darauf los zu wirtschaften. Nicht der Kolonist kommt am weitesten, der unverwüßlich arbeitet, sondern derjenige, der mit Ueberlegung vorgeht und pflanzt in Berücksichtigung seiner Kräfte und vor allem dahin trachtet, nie eine Arbeit vergeblich zu machen.

Die beste Zeit zum Beginn einer Ansiedlung ist wohl der Mai und Juni. In diesen Monaten herrscht meist gutes Wetter, so daß der jetzt geschlagene Wald im Juli gebrannt und im August geräumt sein kann. Am Ende dieses Monats beginnt dann die Pflanzungsarbeit. Sie fällt in eine Zeit, wo nach dem Stillstand in der Vegetation vom April bis Juli die Triebkraft wieder einsetzt. Wer so pflanzt, kann darauf rechnen, schon im Januar seinen Bedarf an den wichtigsten Lebensmitteln, Kartoffeln, Bohnen, Mais und Futter für einige Schweine gedeckt zu sehen, auch bereits Hühner halten zu können.

Indeß, da das ganze Jahr hindurch gepflanzt werden kann, wenn nicht die einen so doch die andern Pflanzen, so kann man auch zu jeder andern Zeit mit der Anlegung der Pflanzung beginnen, nur daß man dann mehr oder weniger beschränkt in der Auswahl der anzulegenden Pflanzung ist.

### Warnung für bemittelte Einwanderer.

Oft hört man den Ausspruch: „Das deutsche Geld kann die brasilianische Luft nicht vertragen“.

Gemeint ist hier die vielfach gemachte Beobachtung, daß der Einwanderer, welcher hier mit Geld ankommt, dasselbe in der Regel in kurzer Zeit verwirthschaftet. In der That kann man es zu den Ausnahmen zählen, wenn der bemittelte Einwanderer nicht viel unnütze Ausgaben macht und große Verluste erleidet, auch ohne dabei an die zahlreichen Fälle zu denken, daß der Einwanderer, pochend auf das Geld, welches er mitbringt, anfänglich hier den

großen Herrn spielt und nichts thut, bis er den letzten Heller aufgezehrt hat, also durch Faulheit und Großthuererei sein Geld zusetzt.

Jener Ausspruch trifft auch dann meistens zu, wenn der bemittelte Einwanderer den besten Fleiß zur Arbeit und den redlichsten Willen zum Kolonistenleben im Urwalde mitbringt. Es sind die Fälle nicht selten, daß Jemand tüchtig arbeitet und doch sein Geld zusetzt, ohne es zu etwas zu bringen, und erst dann, wenn er alles verloren hat, nach und nach wieder vorwärts kommt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt also nicht in seiner Trägheit, sondern in andern Umständen, welche hier klar gelegt werden mögen.

Wer mit Nichts ankommt, kann schwerlich große Fehler machen; die Verhältnisse zwingen ihn schon, in seiner Wirthschaft den richtigen Weg einzuschlagen. Da er anfangs auf Arbeit gehen muß, um Geld zum Lebensunterhalt zu verdienen, kann er keine übergroßen Pflanzungen anlegen; ohne Geld muß er sich in der Lebensführung auf das Nothwendigste beschränken; er muß sich mit einem primitiven Wohnhaus begnügen, er kann nicht zu früh Vieh kaufen und nicht an die Einrichtung einer größeren Kapital erfordernden Wirthschaft denken, welche für den der Verhältnisse Unkundigen immer mit Verlusten verknüpft ist.

Ganz anders der bemittelte Einwanderer. Je mehr Geld er mitbringt, desto größere Fehler kann er begehen, und wird er meistens begehen. Er ist von Hause aus an ein besseres Leben gewöhnt, und ihm erscheint darum die Befriedigung mancher Bedürfnisse, welche dem armen Einwanderer Luxusbedürfnisse sind, als eine Existenznothwendigkeit. Der Unterhalt aber, wenn alles zur Lebensnahrung gekauft werden muß und noch höhere Bedürfnisse befriedigt werden sollen, ist im Urwalde bedeutend theurer, als in Deutschland, ja selbst als hier in der Stadt. Schon der Transport nach der Kolonie hinaus vertheuert alle Artikel, und sogar die Preise der auf der Kolonie selbst producirten Lebensmittel sind vielfach höher, als in der Stadt gezahlte, wo die Waaren aus den alten Koloniestraßen massenweise zum Verkauf gebracht werden, während in einer neuen Kolonie Jeder zunächst nur für seinen eigenen Bedarf anbaut.

Bornehmlich aber entstehen die Verluste des bemittelten Einwanderers dadurch, daß er sich falsche Vorstellungen über den Ertrag der Landwirthschaft im Allgemeinen und der einzelnen Kulturen im Besondern macht und nicht im Stande ist, eine richtige Berechnung der Produktionskosten aufzustellen. Er kennt nicht die Arbeitslöhne, weiß nicht, was die Arbeiter hier leisten, versteht nicht, mit ihnen umzugehen, und statt ihnen anzugeben, was und wie sie arbeiten sollen, muß er von ihnen erst lernen. Alle Verhältnisse sind ihm noch unbekannt; er hat keinen Ueberblick über den Gang einer Landwirthschaft, über die Arbeiten, welche in der Pflanzung vorzunehmen sind, über die Auslagen mit der Ernte und die eventuell erforderliche weitere Verarbeitung des geernteten Produktes (Zuckerrohr). Kurz und gut, in dem Bestreben, schnell vorwärts zu kommen und gleich Resultate als Kolonist zu erzielen, stürzt er sich durch Anlegung größerer Pflanzungen in Unternehmen, die ihm statt Gewinn ein Deficit bringen, eben weil ihm die Kenntniß der einzelnen Faktoren fehlt, welche dabei in Frage kommen.

Häufig fängt auch der neue Ansiedler irgend etwas an, zu dessen Durchführung ihm dann das nöthige Geld fehlt. Das zuerst verausgabte ist dann einfach weggeworfen. Ein Beispiel möge das erläutern: Der neue Ansiedler läßt eine große Roga schlagen und bepflanzen. Soweit reichen seine Mittel. Aber nun kommt das Reinhalten bis zur Ernte, welches mehr Arbeit macht, als Waldschlagen und Pflanzen. Inzwischen ist dem Kolonisten aber das Geld ausgegangen, und er kann nicht mehr fremde Arbeiter bezahlen. Die Pflanzung verkommt im Unkraut, und es bleibt ihm leicht nicht einmal soviel, als er mit eigener Arbeitskraft hätte pflanzen und reinhalten können.

Oder der Ansiedler legt Kulturen an, wie Pflanzungen von Kaffee und Zuckerrohr, die erst nach langer Zeit tragen, bis dahin aber zur Instandhaltung viel Geld kosten, und welche, wie es namentlich beim Zuckerrohr der Fall ist, zur Verarbeitung Geräthschaften — wie Presse, Pfanne, Destillirkolben (alambique) Wagen, Pferde u. s. w. — erfordern, deren Anschaffung über die vorhandenen Mittel des Kolonisten hinausgeht. Die Folge ist, daß er auf halbem Wege stehen bleiben muß und das begonnene Werk nicht durchführen kann; die aufgewendeten Kosten sind dann in der Regel so gut wie weggeworfen.

Die Löhne und Produktionskosten sind aber in der neuen Ansiedlung höher, als in alten Koloniestrafen, da es meist an Arbeitern fehlt, und die Arbeiter, wenn sie sehen, daß der Arbeitgeber nichts von der Arbeit versteht, weniger leisten.

Der arme Ansiedler kann alle diese Fehler nicht begehen, ihm fehlt dazu die Vorbedingung, das Geld, dessen Mangel ihn vor manchen Thorheiten schützt.

Dem bemittelten Ansiedler kann nicht dringend genug angerathen werden, die erste Einrichtung möglichst einfach, ohne große Pläne und Unternehmungen zu machen und sich auch im Lebensunterhalt alle Einschränkungen aufzuerlegen, damit er nicht erst zu spät den wahren Werth seines mitgebrachten Geldes schätzen lernt. Er lerne erst alles kennen, und wenn er nach längerer Zeit einen Einblick in die hiesigen Verhältnisse gewonnen hat, wird er sein Geld auch nutzbringend anzulegen verstehen.

Eine größere Landwirthschaft, in welcher nur mit fremden Arbeitern gearbeitet werden soll, wird sich einstweilen hier nicht rentiren, da die Löhne im Verhältniß zum Ertrage der Landwirthschaft im Urwald zu hoch sind. Unsicher ist es auch, ob man immer die nöthige Zahl Arbeiter, um die Wirthschaft regelrecht und ordnungsgemäß durchzuführen, bekommen wird. Fehlt es aber in einer Periode, beim Reinhalten oder bei der Ernte, an den nöthigen Arbeitskräften, so geht leicht ein Theil der Pflanzung verloren. Mit fremden Leuten kann nur Jemand mit Erfolg arbeiten, der Jahre lang Erfahrung hier gesammelt hat und selber alles anzugeben und zu beurtheilen versteht.

Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß der bemittelte Ansiedler gänzlich von fremden Arbeitskräften absehen soll. Den Waldschlag, das Räumen und den Hausbau wird er ohne Nachtheil mit bezahlter Hülfe ausführen können.

### Verdienst und Leben in der Anfangszeit.

Dem mittellosen Ansiedler wird nichts übrig bleiben, als sich zunächst Verdienst und Arbeit zu suchen, die ihm seitens der Kolonisations-Gesellschaft am Straßenbau geboten wird. Auch findet sich häufig Gelegenheit zum Verdienst in der Nähe der Ansiedlung bei bemittelten Kolonisten.

Fleißige Familienväter haben übrigens bald Kredit bei den Kaufleuten, welche auf den neuen Kolonien ihre Zweigniederlassungen haben, so daß sie die nothwendigsten Lebensmittel geborgt erhalten.

Immerhin ist für Mittellose der Anfang im Urwalde sehr schwer und reich an Entbehrungen aller Art.

Und nicht nur an den Mann, fast mehr noch an die Frau stellt das Kolonistenleben hohe Anforderungen. Sie soll die Haus- und Viehwirthschaft besorgen, oft noch kleine Kinder warten und außerdem in der Roga arbeiten, während der Mann auf Arbeit geht.

Außer körperlicher Rüstigkeit und Gesundheit, um diese schwere Anfangszeit durchzumachen, gehört keine geringe moralische Zähigkeit und Energie dazu, sich in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft große Entbehrungen aufzuerlegen. Schmalhans wird zuerst Küchenmeister sein, und Leckerbissen giebt es nicht. Mandiocamehl (Farinha), schwarze Bohnen und Carne secca werden die erste Zeit fast die einzigen Nahrungsmittel sein, selbst Kaffee wird man in diesem Kaffeelande anfangs nicht immer kaufen können, und ihn durch gebrannten Mais, Reis, Bataten oder Maté (brasilianischer Thee) ersetzen müssen. Weizenmehl zu Speisen und zum Brotbacken wird in der Anfangszeit nicht allzuhäufig und allzuviel ins Haus kommen; Maismehl und Farinha müssen da Ersatz bieten.

Am schlimmsten werden die Entbehrungen für kleine Kinder sein. Man male sich diesen Anfang nicht allzuleicht aus. Viele sind muthlos geworden, und wenn sich ihnen irgend die Mittel boten, wieder dem Urwald entronnen; Andere hielt nur die eiserne Nothwendigkeit, und diese werden es nach einigen Jahren nicht bereut haben.

Fast schwerer noch, als die Entbehrungen materieller Natur wird Vielen der Mangel geistiger Genüsse, Vergnügungen und Zerstreuungen sein. Theater und Konzerte hat man im Urwald nicht, und die sonntäglichen Spaziergänge nach Bierschänken und Tanzlokalen fallen fort. Zum Tanzen hat man weder Zeit noch Lust, wenn nicht ab und zu ein kleines Familienfest befreundete Familien zusammenführt.

Was man hier aber hat, das ist das Gefühl, sein eigener Herr zu sein, das Bewußtsein, für sich selbst zu arbeiten, und die Aussicht auf eine bessere Zukunft in einigen Jahren. Wer nicht in diesem Gefühl und an den mancherlei Freuden des Lebens in der Natur Ersatz für die Mühen und Entbehrungen der Anfangszeit findet, der komme nicht hierher, er bleibe drüben, wenn er auch nur nothdürftig sein Brod dort findet.

Man erwarte hier kein romantisches Schlaraffenleben. Die Arbeit ist überall höchst profaisch. Man träume nicht von großen Jagden und reichem Fischfang, woneben ab und zu einmal zum Vergnügen gearbeitet wird. Die

Enttäuschung wäre bitter. So reich die Natur die aufgewendete Mühe lohnt, und so üppig alles wächst und so reichen Ertrag die Saat gibt; immer aber wird Arbeit und zwar schwere Arbeit in Regen und Sonnenschein, bei Wind und Wetter erfordert.

### Vorzüge der hiesigen Landwirthschaft.

Die Kolonistenwirthschaft im brasilianischen Urwald ist von der Landwirthschaft in Deutschland grundverschieden. Der Kolonist kennt keine Ruhezeit wie drüben, wo im Winter auf den Aekern nichts zu thun ist. Hier wird das ganze Jahr hindurch im Freien gearbeitet und bald diese, bald jene Pflanzung angelegt, bald eine Pflanzung bestellt, bald eine andere geerntet, so daß der Kolonist beständig auf dem Felde, im Hause und im Walde seine Arbeit hat.

Es liegt darin ein bedeutender Vorzug des hiesigen Landbaues; die Arbeit vertheilt sich übers ganze Jahr, und es kann mehr in der Feldwirthschaft geleistet werden. Kann man mit der Bestellung der einen Pflanzart nicht mehr recht fertig werden, so wählt man eine andere.

Aber selbst die Bestellzeit der einzelnen Pflanzen ist nicht auf Wochen, ja nicht einmal auf Monate beschränkt, wie drüben. Was in diesem Monat durch ungünstige Witterung oder persönliche Umstände des Kolonisten versäumt wurde, läßt sich in der Bestellung des Feldes noch im nächsten Monat nachholen.

Totale Mißernten können bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der anzubauenden Pflanzen und dem ausgedehnten Spielraum der Bestellzeit überhaupt nicht vorkommen. Geräth die Pflanzung dieses oder jenes Monats nicht, so eine andere um so besser, und selbst wenn eine Frucht völlig versagen sollte, so entsteht dem Kolonisten wohl ein Verlust, wenn es eine Pflanzung war, deren Ertrag verkauft werden sollte; aber bei der großen Mannigfaltigkeit gerade der Pflanzen, welche den Lebensunterhalt liefern oder für die Viehwirthschaft bestimmt sind, hat nach diesen beiden Richtungen der Kolonist nie Mißernten zu fürchten.

Andererseits erfordert die größere Auswahl an Pflanzen, welche dem Kolonisten für den Anbau zur Verfügung stehen, die Möglichkeit wiederholter Bestellung desselben Stück Landes im selben Jahre, und die längere und verschiedene Bestellzeit der Pflanzen wohl reiflicheres Nachdenken für eine richtige Wirthschaftsführung, als die seit Jahrhunderten normirte Routine in europäischen bäuerlichen Wirthschaften.

Einen Vorzug für den der Landwirthschaft völlig unkundigen Einwanderer hat die Kolonistenwirthschaft im Urwalde darin, daß viele der landwirthschaftlichen Arbeiten, in welchen der Landmann von drüben Erfahrungen und Kenntnisse nöthig hat, Pflügen, Eggen, Düngen u. s. w., hier wenigstens in den ersten Jahren der Urwaldswirthschaft, wo an eine Ackerbestellung mit dem Pfluge nicht zu denken ist, ganz fortfallen. Auch in der Viehwirthschaft liegen die Verhältnisse hier wesentlich anders, da das Vieh das ganze Jahr hindurch auf die Weide getrieben wird, und Grünfutter ständig aus der Pflanzung geholt werden kann. Die Viehhaltung macht daher weniger Arbeit und Mühe, als drüben bei der Stallfütterung.

Im Ganzen läßt sich wohl sagen, daß die hiesige Landwirthschaft in Ackerbau wie Viehzucht bedeutende Vorzüge hat. Andererseits aber darf man nicht vergessen, daß die Kolonistenwirthschaft im Urwald mit ihrer ausschließlichen Handarbeit nicht den Ertrag liefern kann, auf den man bei einer Wirthschaft mit Pflugland rechnen darf.

### **Cignet sich nur der Bauer zum Kolonisten?**

Es ist wohl keine Frage, daß der Arbeiter vom Lande der beste Kolonist für die Ansiedlung im Urwalde ist. Allein auch er hat hier neu zu lernen. Fast alle Pflanzen sind ihm unbekannt, ihre Pflanzzeit, ihre Behandlung und Kultur, die Verarbeitung der geernteten Produkte (Zuckerrohr), ihr Ertrag und ihre Rentabilität, alles das muß er erst kennen lernen.

Zimmerhin aber wird der Einwanderer, welcher schon in Europa in der Feldarbeit beschäftigt war, sich schneller als Einwanderer anderer Berufsarten in das Kolonistenleben des Urwaldes hineinfinden und leichter die schwere Anfangszeit überwinden, da er an die Feld- und Waldarbeit im Allgemeinen gewöhnt ist, seine Körpermuskulatur gleichmäßig ausgebildet hat und vornehmlich, weil seine bisherige Lebensführung bei einfacher Kost und fern von den Zerstreuungen und Vergnügungen des Stadtlebens ihn am tauglichsten macht, die Entbehrungen des Urwaldes in Kost und das abgeschiedene Leben zu ertragen.

Verkehrt aber ist es, wenn man Einwanderer anderer Berufsarten, so besonders Fabrikarbeiter, für unfähig erklären will, tüchtige Kolonisten zu werden.

Wir haben gesehen, wie die Landwirthschaft im Urwalde anfangs ganz primitiv ist, keine spezifisch landwirthschaftlichen Kenntnisse erfordert, und die drüben gesammelten sich wenigstens für die ersten Jahre hier nicht einmal anwenden lassen. Die einzelnen oben näher geschilderten Arbeiten des Kolonisten im Urwalde dürfte der Fabrikarbeiter binnen kurzer Zeit ebenso gut verrichten lernen, wie der Landarbeiter. Waldschlagen lernt sich bei körperlicher Rüstigkeit schnell, noch leichter das Räumen, Pflanzen, Hacken, Jäten u. s. w. Mit Vieh hat der mittellose Kolonist anfangs nichts zu thun, und im Laufe der Zeit, bis er in der Lage ist, sich Vieh anzuschaffen oder das Land mit dem Pfluge bearbeitet werden kann, läßt sich viel nachlernen. Wenn vollends die Kolonieverwaltung dafür sorgt, daß dem neuen Kolonisten Rath und Auskunft ertheilt wird, so ist in der eigentlich landwirthschaftlichen Thätigkeit kein Grund zu erblicken, der den Fabrikarbeiter nicht auch zum Kolonisten befähigen sollte.

Und doch läßt sich nicht leugnen, daß im Allgemeinen der Landmann von drüben im Urwald besser vorwärts kommt, als der ehemalige Fabrikarbeiter. Aber der Grund liegt weniger in seiner größeren landwirthschaftlichen Thätigkeit, vorausgesetzt, daß auch jener gesund und kräftig ist, als vielmehr in mancherlei anderen Gründen. Der Fabrikarbeiter ist das Stadtleben mit seinen Vergnügungen gewöhnt; hier vermißt er den Lärm der Straßen, sein Gläschen Bier, welches er Abends nach gethaner Arbeit in Gesellschaft seiner Kameraden zu trinken pflegte, und das Vereinsleben mit den Ausflügen, Vorträgen u. s. w.

Noch mehr aber, als der Mann wird die Frau das Stadtleben vermissen, den Fuß, die sonntäglichen Spaziergänge mit Ausflug oder Tanz und Musik, den Besuch von Konzertgärten u. s. w. All' dies fällt hier fort. Dazu ist der Lebensunterhalt ein so ganz anderer, als der städtische Arbeiter ihn gewohnt ist und besonders in der Anfangszeit, wo die Kost weniger als einfach und ohne alle Abwechslung ist.

Unmöglich erscheint es meistens den Frauen der Fabrikarbeiter, wenn sie barfuß gehen, Schweine füttern, in der Koga arbeiten und auf Fuß und städtische Vergnügungen verzichten sollen. Dann kommt bei ihnen die Unzufriedenheit, und diese überträgt sich auf den Mann, dem auch die baare und regelmäßige Bezahlung seiner Arbeit fehlt, die ihm hier erst nach längerer Zeit verlohnt wird, nicht in Baargeld, sondern in den gewonnenen Produkten, mit deren Verkauf er noch weitere Umstände und Weitläufigkeiten, wie Transport, Handeln mit dem Käufer u. s. w. hat.

Alles dies sind die Gründe, welche den Fabrikarbeiter für das Kolonistenleben untauglicher machen, und welche weit mehr ins Gewicht fallen, als seine Unkenntniß und Unerfahrenheit in landwirthschaftlichen Arbeiten überhaupt.

Vielfach trifft das Gesagte auch für den Handwerker zu, der sich im Urwald als Kolonist niederlassen will, in der Regel aber immer Nebenverdienst in seiner Profession findet.

Noch schwerer wird der Anfang Leuten anderer Berufsarten, die, wie Kaufleute, überhaupt körperliche Arbeit nie gewohnt waren. In der Hauptsache wird aber auch sie mehr die Entbehrung alles dessen, was sie zum civilisirten Leben nothwendig hatten und im Urwalde vermissen werden, zum Kolonistenleben untauglich machen, als die Unkenntniß ländlicher Arbeit, die so einfach ist, daß sie ein Jeder bald erlernen kann.

Viel wird für die Erleichterung des schweren Anfangs all' diesen Leuten die Kolonieverwaltung thun können, wenn sie sich nicht auf Wegebau und Grundstücksverläufe beschränkt, sondern ihr Augenmerk auch auf das Vorwärtstommen der Ansiedler richtet und sie zu fördern und zu unterstützen sucht.

Eine sachverständig geleitete, vorbildlich wirkende und den Kolonisten mit Sämereien versorgende Versuchsstation könnte zu dem größten Segen für die Ansiedlung werden, doch sind — wie uns mitgetheilt wird — nicht die genügenden Geldmittel für deren Anlage und Erhaltung vorhanden.

### Ist die Auswanderung nach hier zu empfehlen?

Diese Frage, so allgemein gestellt, läßt sich überhaupt nicht beantworten, ohne die persönlichen Verhältnisse dessen zu kennen, der sie für sich stellt.

Wer der oben gegebenen, ausführlichen und getreuen Schilderung dessen, was des Einwanderers als Kolonisten im Urwalde harret, mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann sich selbst die Antwort geben, ob er hier findet, was er sucht. Hier mögen noch einige allgemeine Bemerkungen folgen.

Wer im Urwald eine große Landwirthschaft mit fremden Arbeitskräften betreiben will, wird mit größter Wahrscheinlichkeit sich in seinen Hoffnungen getäuscht sehen; bei dem Mangel an Arbeitskräften werden die Auslagen

schwerlich von dem Ertrage der Wirthschaft gedeckt werden. Jedenfalls erfordert eine solche Wirthschaft eine ganz genaue Kenntniß aller hiesigen Verhältnisse.

Dasselbe läßt sich von größeren Industrieen sagen, wenigstens so lange mit den neuen Kolonien keine Bahnverbindungen bestehen.

Kleinere industrielle Anlagen aber, wie Ziegeleien, Sägemühlen und Mahlmühlen werden sich rentiren, wenn der Ansiedler selber die nöthige Sachkenntniß hat, die Leitung führt und selber mit Hand anlegt.

Der Handel auf den neuen Kolonien liegt in den Händen deutscher Kaufleute aus den benachbarten Städten, welche dort ihre Zweigniederlassungen haben. Selbst ein bemittelter Einwanderer wird mit ihnen schwerlich konkurriren können, ohne die Verhältnisse genau zu kennen und ohne im Stande zu sein, seinen Kunden größeren und langen Kredit zu gewähren.

Kleine Gastwirthschaften an geeigneten Verkehrsstellen angelegt, wenn zugleich etwas Landwirthschaft betrieben wird, kommen immer vorwärts; doch kann ihre Zahl natürlich nur eine beschränkte sein.

Handwerker finden meistens Beschäftigung in ihrer Profession, müssen aber daneben ebenfalls zum eignen Bedarf anpflanzen.

Es sei hier nochmals wiederholt: Wer drüben sein Auskommen hat, verlasse nicht leichtfertig die Heimath und denke daran, daß, wie günstig in der Fremde auch die Ausichten sein mögen, die Auswanderung immer ein Aufgeben aller bisherigen Lebensgewohnheiten und ein Schritt ins Ungewisse ist, dessen Schwere ihm erst bewußt wird, wenn er ihn gethan hat.

Die größte Gefahr laufen Leute, die sich von phantastischen Vorstellungen leiten lassen; denn diese werden regelmäßig enttäuscht werden. Das Leben ist auch hier äußerst prosaisch. Wer aber in der Heimath nichts zu leben hat und keine Aussicht auf ein Vorwärtskommen, keine Arbeit scheut und Entbehrungen in den Kauf nehmen will, um sein eigener Herr auf eigener Scholle zu werden, der wird hier finden, was er sucht, welchem Stande er drüben auch immer angehörte, vorausgesetzt, daß er körperliche Gesundheit, Willenskraft, Lust zum Landleben und Genügsamkeit mitbringt.

Die vielfachen Warnungen vor Unsicherheit des Lebens, Indianern, Schlangen und Krankheiten sind unbegründet. Mit den Brasilianern ist das Zusammenleben ohne Feindschaft, und wenn man sie zu behandeln weiß und ihnen ohne thörichten Stolz und Ueberlegenheit entgegen kommt, wird man manche Förderung und Gefälligkeit von ihnen haben. Uebrigens wohnt man in den deutschen Kolonisationsgebieten fast ausschließlich mit deutschen Kolonisten zusammen. Von Uebergriffen der Polizei, über die in den Städten allerdings geklagt wird, hat man in diesen Kolonien nichts zu fürchten, die Verwaltung liegt in den Händen Deutscher, und Polizisten kennt man dort überhaupt nicht.

Die Rechtsicherheit ist im Urwalde nicht geringer, als auf dem Lande in Deutschland. Verbrechen kommen kaum vor, höchstens daß wegen des Viehs nachbarliche Fehden und Zwistigkeiten entstehen.

### III. Die einzelnen Kulturgewächse.

Man erwarte im Folgenden nicht eine erschöpfende oder wissenschaftliche Abhandlung über die einzelnen hier angebauten Kulturpflanzen. Dem Zwecke dieser Schrift entsprechend, dem deutschen Leser einen Einblick in das Kolonistenleben zu bieten und dem Einwanderer als Leitfaden für die Anfangszeit der Ansiedlung im Urwalde zu dienen, mußte die Darstellung so gehalten werden, daß sie auch dem Nichtlandmann verständlich bleibt und in kurzen Zügen eine Uebersicht über die Pflanzzeit, die Behandlung und die Verwerthung der hier besprochenen Gewächse gewährt.

#### Der Mais.

Der Mais, von den Brasilianern milho genannt, ist für den Kolonisten in Sta. Catharina die wichtigste Körnerfrucht. Er liefert ihm zum Brothacken das Mehl und wird, fein geschrotet, zu dickem Brei gekocht namentlich von den Italienern als Polenta gegessen, während das Maischrot dünner gekocht eine gute Suppe giebt.

Noch unentbehrlicher, wie im Haushalt ist der Mais für die Viehwirtschaft. Als Kraft-, Milch- und Mastfutter nimmt er unter allen angebauten Früchten die erste Stelle ein; Mais ist die Grundlage aller Viehhaltung vom Großvieh bis zum Geflügel.

Rindvieh und Schweine bekommen den Mais am besten geschrotet. Bortheilhafter aber ist es wohl, die Körner 48 Stunden in Wasser quellen zu lassen und dann erst zu verfüttern.

Die beste Pflanzzeit für Mais ist von Anfang August bis in die erste Hälfte Oktobers. Der früher gepflanzte Mais ist der Gefahr ausgesetzt, wenn er noch jung ist, in den kalten Nächten des Juni und Juli zu erfrieren, und der später gepflanzte wächst zu schnell und stark in die Höhe, setzt aber meist nur kleine Kolben an.

Man pflanzt den Mais in Abständen von 1 Meter, bei gutem Land jedoch besser etwas weiter, mit der Hacke oder einem unten zugespitzten Pflanzstock. Die Löcher werden mit der Hacke nur so tief gemacht, um die Körner in den Boden bergen zu können, und dann mit dem Fuß zugetreten.

Mit dem Pflanzstock stößt man etwa 2—3 Zoll in den Boden und wirft die Körner in die Löcher, sie ebenfalls dann leicht zuscharrend. In jedes Loch wirft man 3—5 Körner; mehr wie 3—4 Stauden sollen nicht stehen gelassen und die überzähligen zu Futter ausgeschnitten werden.

Man pflanzt den Mais in der Regel nicht allein, sondern als Zwischenfrucht unter fast alle anderen Pflanzen; doch muß dann die Pflanzweite größer gewählt werden z. B. bei Zuckerrohr und auf gutem Boden bis auf 2 Meter.

Besondere Pflege erfordert der Mais nicht; nur muß er, bis er die Höhe von 1 Meter erreicht hat, sorgfältig von Unkraut rein gehalten werden. In der Regel genügt in frischer Urwaldsroga ein zweimaliges Jäten. Das aufkommende Unkraut nach Entwicklung der Kolben schadet nicht mehr.

Nach dem dritten Monat fängt der Mais an zu blühen und Kolben anzusehen; im fünften tritt die Reife ein.

Man erkennt diese daran, daß die Blätter gelb und die Stengel und Kolben trocken werden.

Die Fahne, d. h. der mit der Blüthe versehene Theil des Stengels oberhalb des Kolbens und die unteren Blätter kann man nach der Entwicklung des Kolbens, so lange sie noch grün sind, abschneiden und als Futter, namentlich für Rindvieh und Pferde, verwerthen. Doch muß man die Blätter etwas abwelken lassen, damit sie bei den Thieren nicht Blähungen verursachen.

Häufig knickt man den Mais um, wenn er fast schon reif ist, so daß die Kolben nach unten hängen, entweder weil es an Zeit zum Abnehmen fehlt und man verhüten will, daß Regen in die Kolben dringt, wodurch die Körner stockig werden, bezw. zu keimen beginnen, oder zum Schutz gegen die Papageien, welche besonders in den Rocas am Rande des Urwaldes dem Mais sehr nachstellen und in ganzen Schaaren die Maisfelder heimsuchen. Im Staate Rio Grande geschieht das Knicken der Stauden, dort „Bücken“ genannt, regelmäßig.

Geerntet wird der Mais, indem man die reifen Kolben von den Stengeln abbricht und sie im Schuppen abblättert und entfernt.

Den Mais aber, welchen man zum eigenen Bedarf behalten will, läßt man besser in den unabgeblätterten Kolben, und bewahrt diese in Bündeln hängend oder auf dem Boden übereinander gelegt auf. Denn der in Körnern auf einander gehäufte Mais stockt leicht und wird schnell von den Würmern zerfressen, während der in den Blättern am Kolben aufbewahrte länger unverfehrt bleibt.

Als Durchschnittsernte rechnet man bei gutem Boden auf den Morgen 80 Bund, das Bund zu 64 Kolben. Sechs bis acht solcher Bunde, je nach der Größe der Kolben, geben einen Sack Mais zu 80 Litern oder 60 Kilogramm.

Die Preise für den Mais schwanken sehr, am billigsten pflegt er im März bis Anfang Mai zu sein. Der Sack gilt dann häufig nur 4 bis 6 Milreis. Je länger nach der Ernte, desto theurer wird er; doch empfiehlt sich ein langes Aufbewahren für den Kolonisten nicht, denn einmal fehlt es diesem in der Regel an Raum, und dann wird der Mais durch Austrocknen leichter und von Würmern häufig zerfressen.

### Die schwarze Bohne.

Die am meisten angebaute Bohnensorte ist die kleine, schwarze Bohne. Man kann sie mit der weiter unten zu behandelnden Mandioca das Nationalgericht der Brasilianer nennen, welches im feinsten Haushalt, wie in der ärmlichsten Hütte des Urwaldes nicht fehlen darf. Auch die eingewanderten deutschen Kolonisten haben sich sehr schnell an die schwarze Bohne gewöhnt, so daß sie in keiner Kolonistenwirthschaft fehlen wird. Sie bildet den Hauptbestandtheil des Küchenzettels.

Zwar werden auch andere Bohnensorten zu Brech- oder Schnittbohnen angebaut, doch wird zum Verkauf fast ausschließlich die schwarze gewählt.

Sie hat den Vorzug, daß sie, täglich genossen, nicht zum Ueberdruß wird und wohl den reichsten Ertrag liefert.

Gepflanzt wird die schwarze Bohne zweimal im Jahr, vom Juli bis Anfangs Oktober und dann wieder von Ende Januar bis Ende Februar.

Die Ernte beginnt etwa vier Monate nach der Ausfaat. Man macht die Pflanzlöcher mit der Hacke oder dem Pflanzstock in Abständen von  $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß und legt an jede Stelle 4—5 Bohnen, welche leicht mit Erde bedeckt werden.

Die Bohne bedarf eines zweimaligen Jätens und hält sich dann von selbst rein. Sie reift oft recht ungleichmäßig, namentlich wenn sich zur Zeit der Reife Regen einstellt. Die Ernte ist dann mühsam, da man mehrmals die Roge durchsehen und die reifen Bohnen auspflücken muß. Häufig reißt man auch, namentlich wenn Regenwetter einzutreten droht, die der Reife nahen Bohnen mit der Wurzel aus und breitet sie zum Nachreifen in der Sonne aus, um das Auswachsen auf dem Felde zu verhüten.

Obwohl der Preis in der Erntezeit meist gering — 60 Rlgr. für 8 Milreis — ist und später zuweilen bis über das Doppelte steigt, so empfiehlt sich doch ein früher Verkauf, da die Bohnen sehr zusammen trocknen und namentlich leicht Würmer bekommen, welche sie zerfressen und unverkäuflich machen.

Bohnen werden meist als Zwischenfrucht zwischen Mais und Knollenfrüchte, junge Kaffeeplantungen, Zuckerrohr u. s. w. gepflanzt.

### Der Reis.

Es werden hauptsächlich zwei Arten von Reis angebaut, eine mit langen Hacheln und weißen Körnern, die andere ohne solche mit röthlichen Körnern. Der erstere hat den Vorzug, daß er in den Hacheln Schutz gegen die Vögel hat, die in den Reiskfeldern zur Zeit der Reife viel Schaden anrichten.

Ferner unterscheidet man Berg- und Sumpfreis, ersterer, wie schon der Name besagt, für hochgelegenes, trockenes Gelände, letzterer für tief- liegendes, feuchtes Land geeignet.

Man pflanzt den Reis vom Monat Oktober bis Ende Dezember und zwar Bergreis am frühesten, während Sumpfreis auch noch um Weihnachten gepflanzt werden kann.

Der Reis wird mit der Hacke oder dem Pflanzstock in Abständen von 1—2 Fuß gepflanzt. Auf feuchtem Land säet man ihn auch breitwürfig aus und tritt ihn fest, doch ist das Verfahren unsicher, da die freibleibenden Körner von den Vögeln gefressen werden.

In frischer Urwaldsroga bedarf der Reis nur einmaligen Jätens. Seines üppigen Wachstums wegen verträgt er keine Zwischenfrucht.

Man erntet den Reis im April, wenn die Aehren gelb und die Körner trocken werden, mögen auch die Halme noch etwas grünlich sein.

Die Ernte geschieht, indem man entweder mit der Sichel die Pflanzen am Boden abschneidet und sie so in den Schuppen trägt, wo sie, über ein Brett geschlagen, entkörnt werden, oder man schneidet nur die Aehren und

stampft die Körner ab. Manche streifen die Körner auch schon auf dem Felde von den Aehren ab.

Den Reis für den eigenen Bedarf bewahrt man am besten in den Aehren auf, die man zu Bündeln zusammenbindet und aufhängt.

Vom Morgen erntet man 10—15 Sack — zu 60 Kilo — und mehr ungeschälten Reis. Der Sack wird zu Rs. 3\$000—5\$000 verkauft.

Für die eigene Wirtschaft entkörnt der Kolonist jedesmal soviel wie er bedarf.

Außer zu Speisen wird der Reis auf der Schrotmühle, welche in keinem Kolonistenhaushalt fehlen darf, gemahlen und das durchgeseibte Mehl zu Brod mit Maismehl, Weizenmehl und Mandiocafarinha vermischt verbacken.

Für Hühner ist der Reis in Schalen ein gutes Futter und wirkt günstig auf das Eierlegen.

### Roggen, Weizen, Gerste, Hafer.

Die europäischen Körnerfrüchte gedeihen im Küstengebiet von Sta. Catharina nicht, wenigstens hat man bisher keine günstigen Resultate erzielt; vielleicht, daß man noch nicht die passende Art gepflanzt hat. Besonders wurde bei allen Versuchen als Uebelstand gefunden, daß, da die Ausfaat im Mai und Juni erfolgt, die Blüthe- und Reifezeit in die Monate fällt, wo häufig Regengüsse kommen und die Ernte gefährden. Das Resultat war meist Stroh und leere Aehren.

Hafer wird angebaut, aber nur zu Grünfutter und liefert dann mehrere Schnitt.

Im Hochland gedeihen die europäischen Körnerpflanzen, namentlich Roggen; doch wird verhältnißmäßig wenig davon angebaut, da die Kamp-ländereien meist zu Weideland benutzt werden.

### Knollenfrüchte.

Was den Landmann von drüben in der hiesigen Feldwirthschaft am meisten überrascht, sind die vielen Arten von Knollengewächsen, die hier die Stelle der Kartoffeln vertreten. Es sind dies Pflanzen, welche zu ganz verschiedenen Pflanzenfamilien gehören und in ihrem Wachsthum theilweise nicht die geringste Aehnlichkeit haben, auch im Geschmack sehr von einander abweichen.

### Die Kartoffel.

Die in Deutschland angebaute Kartoffel wird hier europäische Kartoffel, von den Brasilianern aber englische (batata ingleza) genannt.

Auf dem Hochland gedeiht sie sehr gut und wird recht mehlig, weniger aber im Küstengebiet; nur ausnahmsweise auf sandigem, leichtem Boden erreicht sie hier die Vorzüge der deutschen Kartoffel.

Sie wird zweimal im Jahr gepflanzt, im Juli oder August und im März und reift in ca. drei Monaten. Man darf aber mit der Ernte nicht so lange warten, bis das Kraut vertrocknet ist, sondern muß die Kartoffeln gleich nach oder selbst vor der Blüthe aushacken; ja, meist kommt die Kartoffel

überhaupt nicht zur Blüthe. Die Behandlung und Pflege ist dieselbe, wie in Deutschland.

Die europäische Kartoffel trägt, wenn sie gedeiht, recht gut und hat einen hohen Preis, nämlich pro Kilo 12—18 vintens (Rs. 240—360). Viele ziehen aber die hiesigen Kartoffelsorten vor und finden manche derselben wohlgeschmecker und mehlig, als die europäische.

### Die Cará (Dioscorea).

Es giebt mehrere Sorten Cará, darunter auch eine, welche ihre Früchte an den Ranken über der Erde trägt; doch wird diese mehr zu Futter, denn als menschliche Nahrung verwendet.

Von den verschiedenen Sorten Cará seien hier nur folgende erwähnt.

Die gewöhnliche Cará, welche in Abständen von etwa zwei Fuß gepflanzt wird, treibt lange Ranken mit herzförmigen, zugespitzten Blättern von 2—3 Zoll Länge.

Zur Ausfaat nimmt man kleine Knollen der vorjährigen Ernte. Die Pflanzlöcher werden in der Urwaldsroça ziemlich groß und etwas tiefer gehackt, um ihnen möglichst freies Wachsthum zu schaffen. Vielfach wird der gehackte und gelockerte Boden gehäufelt, um so zubereitet die Saat aufzunehmen.

Die Cará hat einen gefährlichen Feind an der Tragameise, die ihre jungen Blätter mit Vorliebe abnagt und wegschleppt.

Die Cará-Knolle ist länglich; am unteren Ende breiter und etwas abgeplattet, läuft sie nach oben, wo sie am Wurzelstock ansetzt, spitz zu.

Sie verträgt ziemlich bindigen Lehmboden, obwohl sie auf Sandboden am schwachsten wird, und liefert auch reichen Ertrag. Auf den Stock rechnet man  $1\frac{1}{2}$ —1 Kg.

Man pflanzt unter die Cará gerne Mais, an dessen Stauden sich die Ranken der Pflanze hochziehen, ohne ihm Abbruch zu thun, da der Mais beireits reif wird, wenn das Kraut der Cará sich erst zu entwickeln beginnt.

Die Zeit der Ausfaat ist August bis Ende Oktober; geerntet wird die Cará im Mai, Juni und Juli.

Aus der Erde genommen hält sie sich längere Zeit; doch darf sie nicht in großen Haufen auf einander liegen.

Sie ist weniger mehlig, als die europäische Kartoffel, wird aber von Vielen bevorzugt, da sie sehr leicht zu verdauen ist.

Eine viel angebaute Cará-Art ist die Back-Cará, so genannt, weil sie mit Vorliebe zum Brotbacken genommen wird. Pflanzung, Behandlung und Ernte ist, wie bei der gewöhnlichen Cará. Ihre Knolle wird aber bedeutend größer, ja sogar einige Kilogramm schwer.

Roh gerieben giebt die Cará einen zähen klebrigen Teig, der mit Mais- oder Weizen- und Mandiocamehl untermischt ein gutes Brod liefert. Auch giebt die Back-Cará roh gerieben und mit Mehl und Eiern unterrührt und in der Pfanne in Fett gebraten sehr schwachhafte Pfannkuchen.

Weitere Sorten, wie Finger-Cará, Riesen-Cará u. a. werden weniger angebaut.

### Die Taja (*Colocasia esculenta*).

Sie ist von überaus üppigem Wachstum in Stiel und Blättern und diejenige Knolle, welche unter allen hiesigen Arten für den Tisch des Kolonisten die erste und wichtigste Rolle spielt, da sie Monate lang, ohne zu verderben, aufbewahrt werden kann, so daß der Kolonist sich von ihr einen Vorrath von einer Ernte bis zur andern anlegen kann.

Die Taja hat große, fleischige, glänzend grüne, herzförmige Blätter, welche auf gutem Boden an oft mannes hohen fleischigen Stengeln sitzen und bis über 2 Fuß lang werden. Sie bildet in der Erde eine große Wurzelknolle, und an dieser sitzen ringsherum keulensförmige, längliche, kleine Knollen. Die Zahl der letzteren an einem Stock ist sehr verschieden; ebenso variiert deren Größe nach der Güte des Bodens, so daß ein Stock oft mehrere Kilo trägt; doch rechnet man durchschnittlich  $\frac{1}{2}$ —1 Kilogramm.

Die fleischigen Blätter werden gerne vom Rindvieh und von den Schweinen gefressen, und schneidet der Kolonist in der Regel schon während des Wachstums die älteren Blätter mit den Stielen zu Futter aus. Manche Pflanzler behaupten allerdings, daß sich in Folge dessen weniger und kleinere Knollen ansetzen.

Man pflanzt die Taja je nach der Beschaffenheit des Bodens 2—3 Fuß von einander im Monat August bis Anfang November und erntet sie ein Jahr später um dieselbe Zeit. Läßt man sie länger im Boden, so treibt sie von neuem. Man kann die Taja aber auch im Februar pflanzen; doch geräth nicht immer die Pflanzung im selben, sondern erst im nächsten Jahre.

Es giebt mehrere Sorten von Taja; eine einstämmige, welche in der Erde nur eine Wurzelknolle hat und aus dieser nur ein Blätterbündel nach oben treibt, und eine vielstämmige Taja, bei der an die Hauptknolle sich mehrere kleinere Knollen ansetzen, die alle ihre eigenen Blätterstämme entwickeln.

Von diesen beiden Sorten giebt es wieder eine weiße und eine blaue Art, je nach der Farbe der um die Wurzel gruppierten Knollen.

Die Taja verlangt mehr lehmigen Boden; doch gedeihen die blauen Arten besser auf leichterem Boden.

Wie Blatt und Stiel, giebt auch die Wurzel ein vorzügliches Futter für Rindvieh und Schweine, während die Knollen zur menschlichen Nahrung reservirt bleiben.

Die jungen Taja-Blätter sind als Gemüse zu verwenden und gleichen mit reichlich Fett eingekocht und fein gehackt dem europäischen Spinat, ja, sie schmecken sogar noch feiner, als dieser.

Man pflanzt die Taja, indem man die Wurzelknolle in Stücke schneidet, so daß jedes Stück zwei Augen hat. Die Pflanzlöcher sind in der frischen Roça gut durchzuhacken, damit die Wurzelknolle mit den ansetzenden Kartoffeln sich entwickeln kann; auch erleichtert ein sorgfältiges Zurechthacken der Pflanzlöcher die spätere Ernte.

### Mangorito (*Caladium sagittaefolium*).

Dieses Knollengewächs gleicht im Aussehen ganz der Taja, doch ist es bedeutend kleiner. Die Blattstiele werden nicht höher als etwa ein Fuß, und dementsprechend sind auch die spießförmigen Blätter kleiner, als bei der Taja.

Auch der Mangorito bildet im Boden eine Wurzelknolle, an welche sich kleinere Knollen ansetzen. Diese sind sehr zahlreich, aber die größten nur von der Größe eines Taubeneies. Sie sind gelblich und von sehr feinem Geschmack und werden allgemein als die wohlschmeckendste Knollenfrucht geschätzt. Ihr Abputzen zum Kochen macht aber den Kolonisten meist zu viel Arbeit; man stampft sie darum in kaltem Wasser, wobei sich die Schalen lösen, und putzt dann die größeren Knollen nach.

Die Pflanzweite bei ihrer Kultur beträgt 1—1½ Fuß, die sonstige Behandlung ist, wie die der Taja. Auch ihre Blätter geben, so lange sie jung sind, einen wohlschmeckenden Spinat.

Die Wurzelknolle wird verfüttert, häufig aber auch, wie die der Taja roh gerieben und zum Brodteig genommen.

### Inhame oder Yams (*Dioscorea alata* L.).

Die Inhame ist die Hauptknollenfrucht für Schweinefutter, so daß man sagen kann, Inhame bildet die Grundlage für die hiesige Schweinezucht.

Im Aussehen ähnelt sie so sehr der Taja, daß der Einwanderer beide Pflanzen in den ersten Tagen nicht unterscheiden wird; doch ist das Blatt der Inhame dünner und hellgrün und am Stiel nicht geschlitzt, wie bei der Taja. Im Wachsthum übertrifft sie die Taja noch an Ueppigkeit.

Es giebt weiße, rothe, blaue, einstämmige, mehrstämmige Inhame. Am zuträglichsten ist die rothe. Ihre Wurzelknolle wird über 2 Fuß hoch und auf fruchtbarem Boden über 10 Kilo schwer; doch muß man sie dann 2—3 Jahre stehen lassen.

Man erntet nicht etwa die Pflanzung auf einmal, sondern holt sich vom Felde immer nach Bedarf, indem man die großen Mittelknollen herauszieht und die kleineren Nebenknohlen weiter wachsen läßt.

Die Inhame liebt wohl feuchten Boden, aber kein saures Sumpfland. Sie wächst direkt im Fluß aus dem kiesigen Flußboden, und meist werden die Ränder der Flußläufe mit Inhame bepflanzt.

Die kleineren Sorten pflanzt man 2 Fuß weit von einander. Die Pflanzlöcher der großen rothen Sorte müssen auf gutem Boden bis 1 Meter weit von einander gemacht werden.

Blätter, Stiele und Knollen werden zum Verfüttern gekocht, damit sich ihr eigenthümlich stechender, zusammenziehender Geschmack verliert. Auch Rindvieh läßt sich an Tränke von Inhame-Knollen leicht gewöhnen.

Gepflanzt wird die Inhame vom August bis März und geerntet das ganze Jahr hindurch nach Bedarf. Sie trägt auf demselben Boden mehrere Jahre, ohne umgepflanzt zu werden, da jede im Boden gelassene Knolle oder jedes Stück einer solchen weiter ausschlägt.

Während des Wachsthums, auch wenn die Knollen noch nicht entwickelt sind, schneidet man Blätter aus, welche gekocht und verfüttert werden. Gepflanzt wird die Inhame, wie die Taja durch Knollenstücke mit zwei Augen.

Bei Anlegung der Pflanzung wird Mais als Zwischenfrucht gepflanzt.

**Die Batate oder süße Kartoffel,  
bras. batata doce (Convolvulus Batatas).**

Diese Knollenfrucht ist in der Wirthschaft des Kolonisten neben der Taja das wichtigste Bodenproduct und für die Anfangszeit des neuen An siedlers um so wichtiger, als sie schon 4—5 Monate nach der Pflanzung zu ernten ist, während die anderen hiesigen Kartoffelarten längere Zeit bis zur Ernte gebrauchen.

Die Knollen sitzen, wie bei der europäischen Kartoffel ringsum an dem Wurzelstock. Nach oben treibt sie meterlange Ranken mit herzförmigen Blättern. Ihre Blüthe hat auffallende Aehnlichkeit mit der Ackerwinde, nur daß ihr der Geruch dieser fehlt.

Schießt die Batate zu sehr ins Kraut, so setzen sich weniger Kartoffeln an; besonders geschieht dies auf schwerem Lehmboden, wo sich meist statt der Kartoffeln lange Wurzelstränge bilden.

Das Kraut ist ein ausgezeichnetes Kuhfutter, und dürfte sich der Anbau der Batate schon allein ihrer Ranken und Blätter wegen als Futterpflanze empfehlen. Im Winter aber erfriert das Kraut leicht.

Man pflanzt die Batate in Abständen von 1—1½ Fuß. Zur Pflanzung benutzt man die Ranken; diese werden in Längen von 1—1½ Fuß geschnitten und dann zusammengeringelt oder der Länge nach in die Pflanzlöcher gelegt und mit Erde zugedeckt.

Im Allgemeinen empfiehlt es sich, nur die Spitzen der Ranken zu nehmen, doch muß die Batatenpflanzung, von der sie genommen werden, mindestens drei Monate gestanden haben.

In schon bepflanzt gewesener Roça hackt man auch lange Rämme von 1½—2 Fuß Breite, wobei das Unkraut, namentlich Farrenkraut, mit untergehackt wird. In diese Rämme werden dann zu beiden Seiten in den genannten Abständen die Pflanzenranken gesteckt. Die Batate verlangt humusreichen, lockern, mehr sandigen Boden. Je sandiger das Land, desto mehlig und weniger süßlich werden die Kartoffeln, welche dann von vielen Personen allen andern Kartoffeln vorgezogen werden.

Gepflanzt wird die Batate von August bis Anfang April. Es giebt verschiedene Arten, so die sogenannte Dreimonats-Batate, welche in 3—4 Monaten reif wird.

Die Batate trägt auf ihr zusagendem Boden sehr reich, und ihre Knollen werden, wenn man sie länger als 5 Monate im Felde stehen läßt, mehrere Kilogramm schwer, verlieren aber dann an Wohlgeschmack.

Ihres reichen Ertrages wegen wird sie auch zum Verfüttern angebaut, wozu sie sich außerordentlich bei Schweinen und Rindvieh eignet.

Als Eckkartoffel hat die Batate den Nachtheil, daß sie außerhalb des Bodens sich nur wenige Tage hält und unschmackhaft wird. Man hackt daher immer nur auf ein oder zwei Tage Vorrath an Bataten aus.

Gefocht und gerieben wird die Batate zum Brotbacken genommen und macht das Brot locker.

### Die Mandioca (Jatropha Manihot).

Die Mandioca ist für den Brasilianer die wichtigste Pflanze, sie ist ihm dasselbe, was für die europäischen Völker der Roggen oder der Weizen ist. Die Mandioca liefert das den Brasilianern unentbehrliche Mandioca-Mehl (farinha de mandioca) von den Kolonisten schlechtthin Farin genannt, welches in keinem brasilianischen, und man kann auch sagen, in keinem Haushalt der Eingewanderten fehlen darf.

Die Mandioca ist eine strauchartige Pflanze, welche bis 2 und 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Meter Höhe erreicht. Der vielgeästete Stengel hat innen weißes Mark, dem des Hollunders ähnlich. Die Blätter sind 5—7 lappig. Der Blattstiel ist röthlich und der Hauptstengel und die Aeste sind dunkelbraun. Durchgebrochen entquillt Stengeln und Stielen ein weißlicher Milchsaft.

Stiel und Aeste haben Knoten oder Augen. Unter der Erde setzen sich an den Wurzelstock lange, fleischige Wurzeln mit bräunlichrother Schale, welche oft mehrere Kilogramm schwer werden und dicht unter der Oberfläche des Bodens sich ausbreiten.

Man kennt mehrere Arten, deren Vorzüge aber hier noch zu wenig erprobt sind.

Die Mandioca wird vom August bis Anfang November und dann wieder im Februar und März gepflanzt. Man hackt zum Pflanzen die älteren Stöcke und Aeste in etwa 4—6 Zoll lange Stücke, welche mindestens zwei Knoten oder Augen haben müssen und legt sie horizontal in einer Entfernung von 2—3 Fuß in die gehackten Pflanzlöcher oder läßt sie mit einem Ende aus dem Boden hervorsehen, muß aber dann darauf achten, daß die Pflanzstücke mit den Augen nach aufwärts zu liegen kommen.

Geerntet wird die Mandioca vom April bis Juli ein Jahr nach der Anpflanzung.

Im Sandboden läßt man die Mandioca ein Jahr überstehen und erhält dann bedeutend größere Wurzeln. Leichter Sandboden sagt ihr am besten zu. Die Ernte geschieht in der Weise, daß man den Stock unten ansaßt und dann mit aller Macht anzieht. Bei lockerem Boden zieht man in der Regel alle Wurzeln mit dem Wurzelstock aus, während sie bei festerem Boden oft abbrechen und dann ausgehackt werden müssen.

Um als menschliche Nahrung zu dienen, werden die Wurzeln zu Mehl, dem sogenannten Mandiocamehl oder Farin verarbeitet. Die Knollen werden zunächst gewaschen, dann schabt man die dünne, äußere, braune Haut ab und reibt nun die Wurzeln auf einer großen Reibe. In der Regel ist diese ein von einem Zugthier in Umdrehung versetztes, mit einem Reibeisen versehenes Rad. Die geriebene Masse kommt dann unter starke Pressen, um von der Flüssigkeit befreit zu werden. Letztere ist reich an Blausäure und ungemein giftig; Thiere, die von ihr trinken, treiben auf und sterben binnen weniger Stunden.

Genügend ausgepreßt, wird die Masse durch ein mehr oder minder feines Sieb gesiebt und dann über gelindem Feuer in einer großen, flachen, eisernen Pfanne geröstet, bis aller Wassergehalt verdampft ist. Diese geröstete Masse, welche je nach der Reibe und den angewandten Sieben feiner oder

gröber und mit Sägemehl zu vergleichen ist, ist das berühmte Mandiocamehl oder Farin.

Schon beim Reiben und noch mehr beim Pressen setzt sich aus der von der geriebenen und gepresten Masse abgetriebenen Flüssigkeit ein feines Saßmehl (polvilho oder tapioca) ab, welches als Stärke dient und zu feinem Gebäck verbacken wird.

Ohne die vorgeschilderte Verarbeitung aber kann die Mandioca ihres Blausäuregehalts wegen nicht zur menschlichen Nahrung benutzt werden. Eine Mandiocapflanzung anzulegen ist darum für Anfänger nicht empfehlenswerth. Schweine und Rindvieh kann man zwar nach und nach an den Genuß der rohen Mandioca gewöhnen, doch muß dies mit großer Vorsicht geschehen. Man läßt zu diesem Zweck die Wurzeln nach dem Ausnehmen etwa zwei Tage auf dem Felde an der Sonne liegen und verfüttert sie in welchem Zustande.

Der Brasilianer des Urwaldes, der kein Brod bäckt, genießt das Mandiocamehl trocken zum Kaffee oder schüttet es in heißes Wasser, wo es aufbrüht und dabei stark quillt. Diese Masse, pirão genannt, wird von den Brasilianern statt der Kartoffeln, deren Anbau ihnen in der Regel zu mühsam und wenig lohnend ist, zu jeder Mahlzeit gegessen. In Fleisch- und Fischbrühe, und namentlich auch in der Brühe der schwarzen Bohnen schmeckt der Farin ausgezeichnet und wird in dieser Zubereitung auch von den deutschen Kolonisten allgemein gegessen.

In der ersten Zeit der Ansiedlung, wenn der Kolonist sich noch keinen Backofen gebaut hat, wird Farin trocken oder mit etwas Fett und Zucker in der Bratpfanne braun geröstet und zum Kaffee gegessen.

Im Brod des Kolonisten ist Farin der wichtigste Bestandtheil. Für sich allein verbacken, würde er eine klebrige Masse geben; man untermischt ihn daher mit Weizen-, Mais- oder Reismehl und mengt noch geriebene Kartoffeln darunter.

### Aipim (*Jatropha utilis* — *Manihot Aipi*).

Der Aipim ist eine Abart der Mandioca, ohne dessen schädlichen Blausäuregehalt in den Wurzeln. Pflanzung und Ernte ist bei beiden dieselbe; ebenso ähneln sie sich in ihrer äußeren Erscheinung. Nur sind bei der Mandioca die Blätter spitzer und kleiner und die Farbe der Blätter dunkler und die der Stiele immer röthlich.

Vom Aipim giebt es verschiedene Sorten. Der gewöhnlichste ist der braune, welcher der Mandioca am ähnlichsten ist. Außer diesem wird der weiße Aipim mit weißer Rinde und weißer Wurzelschale, der Rio-Negro-Aipim mit röthlicher Wurzelschale und grünen Blattstielen und der Paraguay-Aipim mit röthlichen Blattstielen angebaut. Aipim trägt zwar weniger ergiebig, als die Mandioca, hat aber für den Kolonisten den Vortheil, daß er ohne weitere Verarbeitung gekocht und gegessen werden kann.

Aipim, auf sandigem Boden gewachsen, ist sehr mehlig und wohl-schmeckend. Roh gerieben wird er als Ersatz für das Mandiocamehl zum Brotbacken verwandt.

Für das Vieh ist Aipim ein vorzügliches Futter und sein Anbau seiner Ergiebigkeit und Nahrhaftigkeit wegen sehr zu empfehlen.

Aipim kann ebenso wie *Mandioca* zweijährig stehen bleiben, aber nur auf sandigem Boden, während er auf fettem oder feuchtem Boden leicht fault und nicht länger, als ein Jahr stehen darf. Am besten gedeihen beide Knollengewächse auf Bergland, und dieses wird darum auch vorzugsweise zu ihrer Anpflanzung bestimmt.

#### **Arrowroot spr. Arrarut (*maranta arundinacea*).**

Arrowroot oder Pfeilwurzel ist eine Pflanze mit etwa 2 Fuß hohem, fleischigem Stengel und lanzettförmigen Blättern. Der Wurzelstock trägt in der Erde eine ganze Anzahl nach unten sich verdickender, keulenartiger Knollen. Diese liefern das bekannte Arrowrootmehl, welches als Nahrungsmittel für Kinder und Kranke mit schlechter oder geschwächter Verdauung viel Verwendung findet. Man gewinnt es in der Weise, daß die gewaschenen Knollen gerieben werden, und dann die Masse in Wasser durchgeseiht wird, wobei sich das feine Mehl nach unten setzt. Dies Mehl muß nochmals gewaschen werden, bis das Wasser klar abläuft. Dann läßt man es stehen und trocknet es.

Für Hühner und Schweine geben die Knollen, die man — beiläufig bemerkt — lange aufbewahren kann, ein vorzügliches Mastfutter.

Arrowroot verlangt nicht zu üppigen Lehmboden und wird gepflanzt vom August an bis in den November, indem man 3—4 Pflanzen, zu denen man die abgebrochenen Spitzen der Knollen nimmt, in die etwa 1 Fuß weit von einander gehackten Löcher legt. Die Erntezeit dauert von August bis Mitte Oktober.

Arrowroot ist eine sehr ergiebige Pflanze. Sie liefert durchschnittlich  $\frac{1}{2}$  Kilo Knollen als Ernte.

#### **Das Zuckerrohr.**

Das Zuckerrohr, von den Brasilianern *Canna* genannt, ist unter allen hier kultivierten Pflanzen diejenige, welche bei sicherer Ernte den reichsten Ertrag liefert. Die Kolonisten, welche Zuckerrohr bauen, sind denn auch durchgehends wohlhabend. Allerdings schwanken die Preise für Zucker und Zuckerrohrschnaps oder *Cachaça*, die beiden Producte des Zuckerrohrs, außerordentlich, nicht blos in den verschiedenen Jahren, sondern auch in den einzelnen Monaten desselben Jahres. So variirt der Zuckerpreis zwischen  $3\frac{1}{2}$  und 7 Milreis die Arrobe = 15 Kilo und der Preis von *Cachaça* zwischen 80 und 250 Milreis die Pipe = 480 Liter.

Da aber die Verarbeitung des Zuckerrohrs zu Zucker und *Cachaça* kostspielige Einrichtungen erfordert, kann der mittellose Anfänger kein Zuckerrohr pflanzen, er müßte denn Gelegenheit haben, das geerntete Rohr in der Nähe an einen Kolonisten, der eine Zuckerbrennerei hat, zu verkaufen.

Der Ernteertrag des Rohres schwankt ungemein, je nach der Pflanzweite, der Art des Rohres und der Bodenbeschaffenheit. Als gute Ernte betrachtet man bei 1000 Pflanzen 30 Arroben, bei mittlerem Boden 20 Arroben Zucker, doch hat man auch schon bis 50 Arroben und selbst darüber geerntet. Die Pipe *Cachaça* erfordert soviel Zuckerrohr, wie etwa 4 Faß Zucker.

Die Kosten einer vollständigen Einrichtung zur Zucker- und Cachaça-Brennerei kann man bei hölzernen Preßwalzen mindestens auf 1500 Milreis veranschlagen; doch muß der Ansiedler dann beim Schuppenbau und sonstigen Einrichtungsarbeiten selbst mit Hand anlegen.

Der geeignetste Boden für Zuckerrohr ist ein milder, humusreicher Lehmboden, wie er sich vorzugsweise in den Flußebenen findet; dort ist das eigentliche Zuckerrohrland. Doch auch auf Bergland, namentlich auf sanft ansteigendem Gelände und in frischer *Roca* gedeiht Zuckerrohr gut, steht aber im Ertrage an Quantität dem in der Ebene gepflanzten nach. Dafür aber wird dem Bergrohr ein größerer Gehalt an Zucker nachgerühmt.

Angebaut werden außer einer kleinen, mehr zu Viehfutter verbrauchten Sorte (*canninha*) vorzugsweise drei Arten; *Canna de Cayenne*, *Canna riscada* und die sog. *Canna de boa sorte*.

Das Cayennerohr ist vorzugsweise geeignet für frischen Waldschlag in den fruchtbaren Flußthälern, wo ihm kein anderes Zuckerrohr an Ertrag gleichkommt. Hier giebt es nach der ersten Ernte binnen Jahresfrist noch eine zweite lohnende Ernte.

*Riscadarohr* ist wählerischer im Boden und weniger ertragreich.

Ein vorzügliches Rohr, namentlich für Land, das schon bepflanzt war, ist die sog. *Boa sorte*. Sie trägt mehrere Jahre hinter einander, indem das abgeerntete Rohr wieder von frischem ausschlägt und nur rein gehalten zu werden braucht. Wenn man *Boa sorte* mehr zu Cachaça, als zur Zuckersfabrikation empfiehlt, so dürfte die Richtigkeit dieser Ansicht doch noch zu erweisen sein.

Gepflanzt wird Zuckerrohr in Abständen von 1—2 Meter, je nach der Güte des Bodens. Es giebt zwei Pflanzzeiten, Ende Januar bis Anfang März und im August bis Oktober.

Das Februarrohr wird geerntet vom Juli bis Oktober des folgenden Jahres, muß also 18 Monate stehen, während das im August gepflanzte schon im nächsten August bis Oktober oder November wieder geerntet wird. Der erste Ernteertrag des Augustrohrs ist bedeutend geringer, als der des Februarrohrs, um so besser jedoch der folgende.

Zum Pflanzen schneidet man die Stangen Rohr, so lange es noch nicht seine Reife erlangt hat, in Stücke mit je zwei Augen. Am besten sind die Enden der Stangen zum Pflanzen, wie sie bei der Zuckerrohernte gewonnen werden.

In den ersten Monaten nach der Pflanzung wächst das Rohr sehr langsam und beginnt erst in den warmen Monaten etwa vom November an stark in die Höhe zu gehen. An einer Pflanzstelle schießen oft 12 und mehr Stangen empor, durchschnittlich acht, welche bis zur Blattspitze über drei Meter lang werden. Während der Vegetationszeit ist die Pflanzung von Unkraut rein zu halten; bei *Boa sorte* lohnt es sich sehr, die trockenen Blätter abzupflücken, damit mehr Luft und Licht in die Pflanzung eindringen kann, wodurch der Zuckergehalt des Rohres bedeutend erhöht wird.

Bei Anlegung der Zuckerrohrpflanzung werden Mais und Bohnen, häufig auch Kürbisse (*abobaras*) dazwischen gepflanzt, aus deren Ertrag ein Theil der Auslagen gedeckt wird.

Geerntet wird das Zuckerrohr, indem man die Stangen dicht an der Erde, mit dem Säbel oder Waldmesser (*facão*) abschlägt und sie entblättert. Die Spitzen der Stangen, deren Saft zu wenig Zuckergehalt hat, werden gleichfalls abgehauen und verfüttert, soweit sie nicht zur neuen Anpflanzung gebraucht werden.

Die Stangen werden nach der Abblätterung in 2—3 Enden von je 1 Meter Länge durchgehakt und in Ringe gepackt, die von *Cipó* gefertigt sind. Auf Wagen werden diese Zuckerrohrbündel nun in die Zuckerpresse geschafft.

Die Presse besteht aus drei senkrecht neben einander stehenden, runden Walzen von Holz oder Eisen, an deren oberen Hälften in einander greifende Holz- oder Eisenzähne angebracht sind. Die unteren Hälften der Walzen sind glatt und die eigentlichen Pressflächen.

Durch eine Zugvorrichtung wird die Mittelwalze und durch diese die beiden Seitenwalzen in Drehung versetzt. Das zwischen die Walzen gesteckte Rohr wird von diesen zerquetscht, wobei der auslaufende Saft in einen unter den Walzen stehenden Trog fließt. Aus dem Trog wird der Saft dann in eine große kupferne Pfanne geschöpft, wo er dick eingekocht wird. Wann die Eindickung genügend ist, läßt sich unschwer erlernen; meist ist sie bei mittleren Pfannen und gut unterhaltenem Feuer in drei Stunden erreicht. Nun wird die dicke Syrupsmasse in einen Trog gefüllt, wo sie bis zum folgenden Tag abkühlt und zu Zucker krystallisirt. Durchschnittlich werden am Tage 3 bis 4 Pfannen voll gekocht.

Genügend abgekühlt, wird die krystallisirte, aber noch flüssige Masse in Fässer oder einen großen Kasten mit gebohrten Löchern geschüttet. Die Löcher sind zuvor mit Stückchen ausgepreßten Zuckerrohrs zugestopft, welche zwar den flüssigen Syrup, nicht aber den krystallisirten Zucker durchlassen. Ist der Syrup abgeträufelt und so der Zucker allein im Faß zurückgeblieben, so wird dieser zum Trocknen in die Sonne gebracht.

Manche Kolonisten haben schon Centrifugen, in welche der krystallisirte, aber noch nicht vom Syrup geschiedene Zucker hineinkommt und durch Umschleudern vom Syrup getrennt wird. Dieser Zucker wird heller und daher besser bezahlt, während der nur in der Sonne getrocknete Zucker nach der Sauberkeit in der Behandlung und der Art des Kochens und des Rohrs eine mehr oder minder dunkelgelbe Farbe hat.

Will man *Cachaça* (Branntwein) vom Zuckerrohr machen, so wird der ausgepreßte Saft in mit Hefe versetzte Bottiche gefüllt, wo er 2—3 Tage gähren muß. Wenn die Gährung beendet ist, kommt die Masse in den Destillirapparat (*alambique*), einen kupfernen Kessel, der oben mit einem helmartigen Aufsatz verschlossen ist, welcher in ein langes, vielfach gewundenes Rohr übergeht, das in einem großen, mit kaltem Wasser gefüllten Kühlbottich steht. Unter dem verschlossenen Kessel wird dann ein gelindes Feuer unterhalten und der Inhalt in recht langsames Wellen gebracht. Zuerst steigen dadurch die alkoholhaltigen Dämpfe durch den Aufsatz in die Schlange, wo sie abgekühlt werden, um durch die Auslaufmündung in flüssigem Zustande in ein darunter gestelltes Gefäß zu fließen.

Aus dem von dem Zucker abgelaufenen Syrup wird ebenfalls Cachaca gebrannt. Derselbe wird zu dem Zweck mit der doppelten Menge Wasser versetzt, in Gährung gebracht und wie oben angegeben gebrannt.

### Der Kaffeebaum.

Am geeignetsten für eine Kaffeepflanzung ist milder Lehmboden; schwerer Thon sagt dem Kaffee nicht zu. Mit Vorliebe wird Kaffee an Bergabhängen gepflanzt; doch soll man eine zu steile Lage vermeiden, da hier die obere Humusschicht des Bodens durch die starken Regengüsse abgespült und auch die Arbeit sehr erschwert wird. Am besten ist ein sanft ansteigender Hügel, dessen Boden mit feinem Steingeröll durchsetzt ist. Die Kaffeeberge sollen gegen Norden liegen, einmal wegen der stärkeren Sonnenstrahlung und dann auch, weil der Kaffee so Schutz gegen die kalten Südwinde hat.

Man thut auch gut, als natürliche Schutzwand Taquararohr nach der südlichen Windrichtung anzupflanzen.

Bei starken Frösten leiden die Kaffeepflanzungen außerordentlich; manche Ernte ist durch sie verloren gegangen, ja, in einzelnen Jahren sind sogar die Kaffeebäume bis auf die Wurzeln in der Erde erfroren. Man sei daher in der Auswahl des Standorts sorgfältig.

Gewöhnlich pflanzt man kleine, zweijährige Bäumchen, welche alten Pflanzungen entnommen werden. Besser aber ist es, im August oder September ein Samenbeet anzulegen und hier die Pflanzen aus Samen zu ziehen.

Man hakt hierzu die Beete in ausgesucht lockerem, humusreichem Boden, zieht in demselben Furchen in Abständen von etwa 6 Zoll und legt in jede Furche wieder 6 Zoll von einander zwei Kaffeebohnen, welche zuvor von der äußeren, fleischigen Schale befreit werden müssen.

Zum Schutze gegen Sonnenstrahlen und Platzregen fertigt man ein leichtes Gestell, welches mit Palmitenblättern überdeckt wird.

Sind die Pflänzlinge ein Jahr alt, so können sie schon auf ihren Standort gebracht werden; will man sie länger auf den Beeten stehen lassen, so muß man hier eine Dichtung durch Ausziehen der schwächeren Pflanzen vornehmen.

Man pflanzt die Bäumchen in Verband, d. h. in wechselständigen Reihen, und zwar in Abständen von ca.  $2\frac{1}{2}$  Meter. Die Pflanzlöcher sind sorgfältig und gut 1—2 Fuß tief und breit auszuhacken und womöglich mit guter Humuserde auszufüllen.

Gewöhnlich pflanzt man die Bäumchen schräg ein, wobei Seitentriebe hochgezogen werden, um den Kaffee strauchartig wachsen zu lassen. Dies erreicht man am besten, wenn man die schon angewachsenen Bäumchen mit der Spitze zur Erde biegt und hier an einen Stock befestigt.

Der Kaffee trägt schon im Alter von drei Jahren; eine lohnende Ernte aber giebt er erst im vierten und fünften Jahre und beginnt seine volle Tragkraft im sechsten und siebenten Jahr.

Wie lange der Baum trägt, das richtet sich nach dem Boden, der Behandlung und Düngung; gewöhnlich schätzt man hier die Tragzeit bei mittlerem Bergboden und ohne Düngung auf 14 Jahre; doch giebt es Kaffeepflanzungen, die bedeutend älter sind und noch immer reich tragen.

Man läßt die Bäume nicht höher als 6—8 Fuß wachsen, weil ein höherer Wuchs die Ernte erschwert.

Bezüglich des Düngens und Reinhaltens lassen sich die Kolonisten manche Fehler zu Schulden kommen. Mit den stärkeren Ernten sollte unbedingt eine stärkere Düngung, namentlich mit Kalk und künstlichen Phosphaten Hand in Hand gehen; jedenfalls würde dadurch die Lebensdauer der Bäume erhöht.

Mit 1000 Bäumen, welche etwa vier Morgen einnehmen, hat eine kleine Familie hinreichend zu thun. Der Baum trägt durchschnittlich 1 bis 1½ Kilo in seiner Vollkraft; manche Bäume geben aber auch bedeutend mehr.

Ein blühender Kaffeeberg, wenn die Bäumchen im Dezember von den weißen Blüthen wie mit Schnee bedeckt sind, bietet einen prachtvollen Anblick.

Reif wird der Kaffee im Juli bis September. Die Beeren sind dann dunkelroth und müssen gepflückt werden. Ein Uebelstand ist, daß die Beeren in Sta. Catharina nicht gleichmäßig reifen, sodaß die Pflanzung mehrmals durchgepflückt werden muß, was die Ernte sehr erschwert.

Die Bohnen, welche überreif auf die Erde fallen, geben weniger schmackhaften Kaffee.

Die gepflückten Bohnen werden in Körben in die Schuppen getragen und hier etwa 4 Zoll hoch aufeinander geschüttet, um die fleischige Masse der äußeren Schale in Gährung zu bringen, wodurch der Geschmack des Kaffees günstig beeinflusst werden soll. Nach einigen Wochen, während welcher die Bohnen öfters umgerührt und umgeschaufelt werden müssen, sind sie trocken und können in einem Stampfloß abgestampft werden.

Von Vielen wird der Kaffee auch direkt an der Sonne getrocknet.

Man pflanzt mehrere Sorten Kaffee, deren Vorzüge hier aber noch wenig ausprobiert sind. Der Javakaffee hat den Vortheil, daß seine Bohnen gleichmäßiger reif werden. Mokka und Liberiakaffee werden hier auch gebaut; doch ist der erstere weniger ertragsfähig, als der letztere.

Eine der schlimmsten Plagen für den Kaffeebauer sind die Tragameisen. So manche, manche Pflanzung ist dieser bösen Gesellen wegen aufgegeben worden. Man muß beständig gegen diese Feinde im Kampfe liegen, welche mit Vorliebe die jungen Blätter und Triebe abbeißen und in Stücken fortschleppen.

Die sonstige Pflege der Pflanzung beschränkt sich auf das Reinhalten von Unkraut. Kaum ist ein anderer Baum so empfindlich gegen Unkraut und so dankbar für die Pflege, wie der Kaffee.

Bei Anlegung einer Kaffeepflanzung wählt man für das erste und zweite Jahr eine Zwischenpflanzung von Mais, Bohnen und besonders Aipim, der den jungen Bäumchen Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen giebt. Vielfach wird empfohlen, Schatten spendende Bäume unter die Kaffeebäume zu pflanzen. Wir haben Plantagen gesehen, in welchen dies mit entschiedenem Erfolg geschehen war.

### Der Tabak.

Der Tabak gedeiht am besten auf mildem Lehmboden, wie ihn das Flußgebiet des Itapocu und Itajahy überall in der Nähe der Ufer bietet.

Der Same wird im Mai und Juni auf besonders zurecht gemachte Beete gesät, mit Asche und guter Humuserde leicht überstreut und etwas festgetreten. Bei Trockenheit begießt man ihn alle 2—3 Tage und schützt ihn gegen starke Platzregen durch Ueberdecken mit Palmitenblättern. Nach neun Tagen geht der Samen auf; wo die Pflänzlinge zu dicht stehen, müssen sie dann gelichtet werden.

Nach acht Wochen, wenn die Pflanzen etwa sechs Blätter haben, werden sie in die Roga verpflanzt.

Der Tabak gedeiht auf neuem Waldschlag ohne weitere Vorbereitung durch Hacken oder Düngen.

Man thut gut, mehrere Aussaaten in Zwischenräumen von 14 Tagen zu machen, um, wenn die eine mißlingen sollte, doch Pflanzen zu bekommen.

Das Verpflanzen des Tabaks wird sich also je nach der Zeit der Aussaat von August bis September hinziehen, man wählt dazu trübe, aber warme Tage. Die Pflanzen werden in Abständen von 2—3 Fuß, je nach der Art des Tabaks und der Beschaffenheit des Bodens, eingesetzt.

Die nächste Arbeit nach dem Verpflanzen ist das Reinhalten von Unkraut. Sowie die Blüthenstangen hervorsprossen, müssen sie ausgebrochen werden, da sie sonst der Pflanze die beste Kraft nehmen und die Blattbildung beeinträchtigen. Nach dem Köpfen zeigen sich die Seitentriebe, die sog. Geize, welche sorgfältig entfernt werden müssen.

Die Arbeit des Köpfens und Geizens vollzieht sich am besten in den späten Vormittags- oder frühen Nachmittagsstunden, damit die Blätter schon etwas abgewelkt sind und nicht beim Durchgehen beschädigt werden. Anfang Dezember ist der Tabak zum Abernten reif; man erkennt dies am besten durch den eigenthümlichen Geruch der Blätter und ihre klebrige Unterseite, auch werden die Blätter heller und zeigen kleine, gelbe Flecken.

Die Ernte geschieht hier meist in der Weise, daß man die Pflanzen etwa eine Handbreit vom Boden abhaut, sie auf dem Felde abwelken läßt und sie dann in den Tabaksschuppen bringt, wo sie mit der Spitze nach oben aufgehängt werden. Diese Methode hat vor dem Anreihen der Blätter auf Fäden, wie es in Deutschland üblich ist, entschieden manche Vorzüge. Der Tabak schimmelt leicht und muß recht lustig hängen. Die Pflanzen müssen öfters umgehängt werden, die inneren Schichten nach außen.

Der Tabaksschuppen wird mit Dachblatt gedeckt; das Dach muß weit überstehen, damit der Regen nicht vom Winde hineingeworfen wird. Die Wände bleiben der besseren Luftcirculation wegen offen. Ist der Tabak genügend getrocknet, so werden die Blätter dann gewöhnlich zu drei Qualitäten sortirt und so in den Handel gebracht. Als Preis wird gewöhnlich für die Arrobe von 15 Kilo 6 bis 11 Mark gezahlt; sehr gut fermentirter und sortirter Tabak erzielt aber auch höhere Preise. Besorgt der Kolonist das Fermentiren des getrockneten Tabaks selbst, so werden die Blätter in Bündel gebunden und diese mit den Spitzen nach innen zu einem großen Haufen zusammengesetzt. Man darf die sich in diesen Haufen entwickelnde Hitze nicht zu groß werden lassen, sondern hat rechtzeitig für das Umsetzen des Haufens zu sorgen.

Der Tabak giebt zwar nach dem Abhauen einen Nachwuchs, indem die Stengel unten wieder ausschlagen; doch ist diese Machernte sehr unsicher, da sie in die Zeit der starken Regengüsse fällt, in welcher die Luft so feucht ist, daß der dann geerntete Tabak nicht trocknet und meist durch Fäulniß verdirbt.

### Jugwer.

Jugwer gedeiht besonders gut auf leichtem, aber humusreichem Boden, wo er in Abständen von 1 Fuß gepflanzt wird. Die Blattstiele mit den lanzettförmigen Blättern werden etwa 1½ Fuß hoch. Seine Wurzeln, die als Jugwer in den Handel kommen, bilden breitgedrückte Knoten mit fingerförmigen Ansätzen. Gepflanzt wird der Jugwer vom August bis in den November und geerntet im Juni und Juli; doch kann man ihn auch zwei Jahre im Felde lassen, wodurch sein Ertrag erhöht wird.

Der Kolonist baut Jugwer weniger zum Verkauf, als zum eignen Bedarf, um das sog. Jugwerbier herzustellen, welches seines angenehmen mouffirenden Geschmacks wegen an Weißbier erinnert und im Sommer gern getrunken wird.

### Ricinus.

Der Anbau dieses im Itapocú- und Itajahythal förmlich wuchernden Strauchs lohnt für Ansiedler nicht, so lange nicht durch Errichtung einer Oelmühle für die Verwerthung der Ricinuskerne gesorgt ist.

Dasselbe gilt von den beiden folgenden Pflanzen:

### Die Erdnuß, oder Amendoim (*Arachis hypogaea*),

die sehr gut gedeiht, aber nicht im Großen angebaut wird. Geröstet giebt die Erdnuß ein nahrhaftes Naschwerk für Groß und Klein.

### Die Sonnenblume,

deren Anbau sehr lohnend sein würde, da sie hier vorzüglich wächst und reichen Ertrag liefert; da aber keine Gelegenheit zur Verwerthung der Körner vorhanden, so kann ihr Anbau als Pflanzung nicht empfohlen werden.

### Die Baumwolle.

Baumwolle wird fast nur von Brasilianern angepflanzt, deren Frauen die reife Baumwolle mittels einer mit den Fingern gedrehten Spindel verarbeiten und recht dauerhafte Stoffe für Röcke und Kleider daraus verfertigen. Merkwürdigerweise denken hier unsere deutschen Kolonistenfrauen nicht daran, den Brasilianerinnen oder ihren deutschen Voreltern im Spinnen nachzuahmen.

Soviel Baumwolle, wie für den eigenen Bedarf, sollte gepflanzt und bei den vielen Regentagen verarbeitet werden, da die gekaufte Baumwollware sehr theuer und wenig haltbar ist. Möglich, daß der Anbau von Baumwolle doch noch eine große Zukunft hat, da notorisch das Catharinenser Produkt von vorzüglichster Dualität ist. Auf der zweiten Pariser Weltausstellung erhielt Blumenauer Baumwolle den ersten Preis.

Als Hinderungsgrund für die Inanspruchnahme dieser Kultur wird immer geltend gemacht, daß die reife Baumwolle durch Regen zerstört wird. Allein es sind offenbar nicht genügend Versuche mit der Anpflanzung gemacht worden, und gänzlich unentschieden ist bis heute die Frage geblieben, welche Sorte sich am besten zur Anpflanzung in Sta. Catharina eignen würde.

Gepflanzt wird die Baumwolle vom August bis November und geerntet etwa um sechs Monate später.

#### **Ramie.**

Ramie gedeiht hier ganz außerordentlich, ja, wuchert geradezu wie Unkraut und ist, wenn einmal gepflanzt, schwer wieder aus dem Boden zu entfernen. Es fehlt aber jegliche Verwendung und Absatzgelegenheit. Auch hier ist ein Feld für eine zukunftsreiche Industrie.

#### **Die Seide.**

In Blumenau und Novo Trento haben Italiener Seidenraupenzucht versucht. Die gewonnene Seide war ausgezeichnet; aber die Seidenraupen kamen nicht recht vorwärts. Man vermuthet, daß der Maulbeerbaum, welcher ungemein üppig wächst, gerade deswegen in seinen Blättern zu wässerig ist. Auch wird die Luft im Küstengebiet als zu feucht und daher nicht zuträglich für die Seidenraupen gehalten.

Es giebt in Brasilien mehrere einheimische Seidenraupenarten (Bombyciden), die theils auf der Ricinusstaude, theils auf Orangenbäumen leben; doch ist deren Zucht wohl noch nie in rationeller Weise, wenigstens nicht in größerem Umfang versucht worden.

#### **Abobaras.**

Die Abobara, der hiesige Kürbis, kommt in verschiedenen, meist hartschaligen Arten vor und trägt ungemein reich. Sie ist fleischiger und nahrhafter, als der europäische Kürbis und als Mast- und Milchwutter vorzüglich.

Gepflanzt wird die Abobara vom August bis November und geerntet bis in den Winter hinein. Sie verdient alle Aufmerksamkeit des Ansiedlers und sollte gleich mit der ersten Anpflanzung zwischen Mais und Zuckerrohr gepflanzt werden.

#### **Gemüse.**

In Südbrasilien wachsen alle Gemüsearten, wie in Deutschland. Die Aussaat geschieht von Ende März bis Anfang Juni. Etwa sechs Wochen nach der Aussaat werden die jungen Pflänzchen verpflanzt. Die Wurzelgewächse, Mohrrüben, Rettig, Kohlrüben u. s. w., verlangen gegrabenes oder gehacktes Land. Alle Kohlarten aber, die sich über der Erde entwickeln, gedeihen sehr gut in frischer Roça. Die Behandlung und Pflege ist dieselbe, wie in Deutschland.

Es giebt eine Art brasilianischen Kohls (couve), die an hohem Stengel wächst und nach Abschneiden des Kopfes wieder von frischem ausschlägt. Blätter kann man von ihr das ganze Jahr schneiden; darum ist ihre Anpflanzung sehr zu empfehlen.

### Obst.

Auch Obst anzupflanzen soll der Ansiedler nicht versäumen. Es bietet sich ihm hier eine ungemein große Auswahl: Orangen, Tangerinen, in Deutschland Mandarinen genannt, Citronen, Pumpelmuß, aus welchem das Citronat gewonnen wird, Limonen, Ameigas (eine pflaumenartige Frucht), Pitangas, Jaboticabas, Goajabas, Abacatas, Maulbeeren, Pflirsche, Feigen, Ananas, Bananen u. v. a.

Ueber die Pflanzzeit und Ernte der hiesigen Obstsorten finden sich nähere Angaben in dem nachfolgend mitgetheilten landwirthschaftlichen Kalender. Hier sei nur noch der Wein und die Banane besonders erwähnt.

### Der Wein.

Wein geräth gut, liefert auch reichen Ertrag und trinkbaren Tischwein. Er hat aber den Fehler, daß die Beeren ungleichmäßig reifen. Doch sind noch zu wenig Versuche gemacht, welche Rebe für das hiesige Klima die empfehlenswerthe ist.

### Die Banane.

Die Banane hat einen 6—20 Fuß hohen, saftigen Stamm mit großen, dunkelgrünen Blättern. Die Früchte bilden ein Fruchtbündel, das aus der Blattkrone nach unten herabhängt; sie gleichen im Aussehen jungen, länglichen Gurken. Jeder Stamm bringt in Jahresfrist ein Fruchtbündel hervor und stirbt dann ab.

Es giebt sehr viele Arten Bananen. Die feinste im Geschmack ist die Goldbanane; sehr geschätzt sind ferner die St. Thomé, die banana da terra, die sog. Zuckerbane u. a.

Die ergiebigste aber von allen Arten ist unstreitig die Zwergbanane (nanica). Obwohl sie den niedrigsten Stamm hat, sind ihre Fruchtbündel (cachos) größer, als die aller anderen Arten. Sie erreichen oft ein Gewicht von über 50—60 Pfund.

Die Banane ist geradezu eine Idealpflanze. Einmal gepflanzt, was durch Wurzelschößlinge geschieht, die von der Mutterpflanze mit dem Spaten abgestochen werden, wächst sie lange Jahre, immer einen Schößling nach dem andern aus der Erde treibend. Hat dieser sich zum Stamme entwickelt und sein Fruchtbündel hervorgebracht, so wird er abgeschlagen; aber schon ist wieder ein anderer Schößling aus derselben Pflanzstelle soweit, daß er blüht oder Frucht giebt.

Es ist eine geradezu unglaubliche Fruchtbarkeit der Natur, die sich hier entwickelt. Man soll aber nicht zu viele Schößlinge wachsen lassen, da sonst die Fruchtbildung beeinträchtigt wird.

Eine einmal angelegte Bananenpflanzung trägt auf Jahre ohne alle Pflege; doch sollte man sie von Unkraut säubern und ab und zu den Boden in der Nähe der Pflanze etwas aufhacken.

Bei der Ernte wird der Stamm möglichst tief abgeschlagen, um so für die jüngeren Stämme mehr Luft und Licht zu schaffen. Stamm und Blätter der abgeernteten Pflanze werden zerhackt und bleiben als Dung an Ort und Stelle.

Das Fruchtbündel wird abgeschlagen, wenn die Früchte noch grün, aber doch schon ausgewachsen sind. Man hängt es an Cipóstricken auf und läßt so die Früchte nachreifen.

Besonders empfehlenswert ist es, die Bananen an den Flußläufen oder in kleinen Schluchten anzupflanzen.

Die Bananen dienen zur menschlichen Nahrung, entweder roh gegessen oder in verschiedener Zubereitung, wie z. B. in Fett gebraten, im Backofen gedörrt u. s. w.

Mit Wohlgeschmack verbindet die Banane einen sehr hohen Gehalt von Nährstoffen.

Die Banane, und vorzüglich die Zwergbanane, ist aber auch ein vorzügliches Viehfutter. Reif geworden, wird sie von allem Vieh, Pferden, Rindvieh, Schweinen und allem Geflügel sehr gern gefressen.

Noch grün gekocht, bevor sich der Stärkegehalt der Banane in Zucker verwandelt hat, giebt sie gute Tränke für Kühe und Mastfutter für Schweine.

Angesichts dieser Vorzüge ist es zu verwundern, daß die Kolonisten so wenig Gewicht auf diese Pflanze legen und sie fast nur als menschliche Nahrung benutzen und wenig anbauen, während die Banane doch reicher trägt, als jede Kartoffelfrucht und, einmal angepflanzt viele Jahre Ernten giebt und dabei fast keine andere Arbeit verlangt, als mit dem Waldmesser abgeschlagen und abgeerntet zu werden.

Es ist den Ansiedlern zu empfehlen, möglichst bald nach der Ansiedlung Bananen und besonders Zwergbananen reichlich anzupflanzen.

#### IV. Die Viehzucht.

Die Viehwirtschaft muß in Südbrasilien naturgemäß in vielen Punkten eine wesentlich andere sein, wie in Deutschland. Schon die Verschiedenheit des Klimas bedingt für Fütterung und Pflege des Viehs eine vollständige Abweichung.

Hier, wo die Triebkraft der Pflanzen das ganze Jahr andauert, und man nicht auf Schutz des Viehs gegen winterliche Kälte bedacht zu sein braucht, ist der freie Weidegang die Grundlage aller Viehzucht. Ja, die Stallfütterung würde in den heißen Sommermonaten wohl überhaupt nicht durchführbar sein. Allerdings tritt auch hier in den Wintermonaten bei der Pflanzenwelt ein gewisser Ruhestand ein; aber ganz hört das Wachsthum der Pflanzen doch nicht auf, was für die hiesige Viehzucht von Wichtigkeit ist. Das Vieh weidet das ganze Jahr im Freien und kann sich dort sein Futter suchen, wenn auch im Winter das Futter auf der Weide knapper wird. Dazu kommt, daß die wichtigsten Futterpflanzen, wie Zuckerrohr und Capim, das ganze Jahr hindurch wachsen, also Grünfutter immer reichlich vorhanden ist.

Der Bauer braucht darum nicht für Trockenfutter zu sorgen, um so weniger, als die Heugewinnung im feuchten Küstengebiet manche Schwierigkeiten darbietet und das eingebrachte Heu gar zu leicht schimmelt und modert.

Anders liegt es auf dem Catharinenser Hochland. Hier wird in der That Heu eingebracht und das Vieh erhält Trockenfutter, namentlich gehäckseltes Roggenstroh.

Eine weitere Folge des ständigen Weidegangs, der freilich auch seine Schattenseite hat, ist, daß der Bauer wenig für Streu zu sorgen hat. Seine reichliche Beschaffung würde ihm auch Kopfzerbrechen verursachen, da Körnerfrüchte, Roggen, Weizen, Gerste hier nicht angebaut werden, und es mithin an Stroh fehlt. Einigen Ersatz dafür bietet allerdings das ausgepreßte Zuckerrohr; auch wird Reis-, Bohnen- und Maisstroh, Gras, Farrenkraut u. dergl. als Streu verwendet; doch kann damit die in Deutschland übliche Streu nicht ersetzt werden. Das sind aber Sorgen, die den Ansiedler in den ersten Jahren nicht quälen. Für ihn haben die Fragen nach Pflugland und Düngung zunächst keine Bedeutung, da er nur den humusreichen, jungfräulichen Urwaldboden bestellt.

Das Vieh geht bei Tage auf die Weide und wird Nachts im Stall gehalten. Nur Pferde bleiben in der Regel auch Nachts im Freien. Abends bekommt das Vieh Futter im Stall, Mais, gehäckseltes Zuckerrohr, Capim, Tajablätter, Batatenranken, verschiedene wildwachsende Sträucher, Knollenfrüchte u. dergl.

Für Rindvieh kann man aus gekochten Bananen, Inhame- und Tajaknollen eine gute Tränke bereiten.

Pferde, welche arbeiten müssen, erhalten täglich Mais, sonst nur Weide, gehäckseltes Zuckerrohr und Capim.

Schweine werden im Stall gehalten, wenn man nicht eine dicht umzäunte Weide für sie hat. Für im Wachsen begriffene Schweine empfiehlt sich der Weidegang außerordentlich. Den frei herumlaufenden Schweinen zieht man Ringe aus Messingdraht durch den Rüssel, um das Wühlen zu verhindern.

Kann man nicht einen so großen und dichten Zaun machen, wie er nöthig ist, um das Ausbrechen der Schweine zu verhüten, so zäune man wenigstens einen Schweinehof ein. Am besten ist es, den Schweinehof so anzulegen, daß er Wasser hat, womöglich daß ihn ein Bach durchzieht, damit die Schweine im Sommer bei großer Hitze jederzeit baden können. Auch bei der Weide für Pferde und Rindvieh ist dringend darauf zu sehen, daß die Thiere gutes, fließendes Wasser haben.

Nicht genug kann man dem Ansiedler rathen, die Weide mit einem festen, dichten Zaun zu umgeben. Der wohlhabende Ansiedler sollte sich einen solchen sogleich aus Stacheldraht herstellen. Die Auslage rentirt sich bald durch Wegfall der beständigen Reparaturen und Ausbesserungen, die ein anderer Zaun erfordert. Außerdem erspart er sich den vielen Ärger und Schaden, den er beim Durchbrechen des Viehs bei einem schlechten Zaun hat.

Der mittellose Kolonist wird sich aus gespaltenen Palmiten, die mit Cipó an Pfähle gebunden werden, einen Zaun herstellen.

Feindschaft mit Nachbarn entsteht am häufigsten durch die Nachlässigkeit in der Absperrung des Viehes. Manche Kolonisten besitzen geradezu eine unglaubliche Unverschämtheit darin, ihr Vieh Tag und Nacht in die Pflanzung des Nachbarn laufen zu lassen, bis dieser sich nicht anders zu helfen weiß,

als den Betreffenden anzuzeigen oder das Vieh einfach niederzuschießen. Die Folge ist dann jahrelange, erbitterte Feindschaft.

Nach der gesetzlichen Vorschrift hat jeder Viehbesitzer sein Vieh auf eingezäunter Weide zu halten und muß außer Schadenersatz auch eine Geldstrafe zahlen, wenn sein Vieh auf der Straße oder in fremder Pflanzung betroffen wird. Da immer Zeugen verlangt werden, um dies zu bestätigen, die meisten Leute jedoch eine große Scheu davor haben, Zeugniß abzulegen, um nicht selbst Feindschaft zu bekommen, so ist Selbsthilfe meist die ultima ratio.

Wer mit seinen Nachbarn in Frieden leben will, halte sein Vieh hinter festem, dichtem Zaun und schaffe sich nicht eher Vieh an, als bis er eine gut umzäunte Weide hat.

Die Weiden legt man hier mit einer einzigen Art Weidepflanze an; es ist dies ein am Boden kriechendes Gras (gramma) mit länglichen Blättern, welches das ganze Jahr hindurch grünt und selbst im Winter, wenn auch nur spärlich, wächst.

Die Neuanlage einer Weide geschieht in der Art, daß man kleine Büschel dieser Gramma aus alten Weiden aushackt und in die Roga zunächst als Zwischenpflanzung anpflanzt. Sie schließen sich bei ihrem schnellen Wachstum bis zur Ernte der Hauptfrucht so dicht zusammen, daß die Weide dann vom Vieh begangen werden kann.

Zwar liefert auch das natürliche Pflanzenwachstum gute Weidepflanzen; doch dauern diese von selbst aufschießenden Gräser nicht das ganze Jahr aus und vertrocknen im Winter.

In der Verbesserung der Weiden liegt ein Hauptförderungsmittel der Viehzucht. Es sind hier noch zu wenig Versuche mit dem Anbau verschiedener Weidegräser gemacht worden. Eine Weide mit nur einer Grasart kann schlechterdings nicht so gut sein, wie eine Weide, welche die verschiedensten Gräser in sich birgt, wie sie z. B. auf dem Catharinenser Hochland in den Kampweiden vorhanden sind.

Pferde und Rindvieh kommen häufig in Trupps vom Hochland, wo sie auf den meilentweiten Kampweiden fast wild aufwachsen und dann zum Verkauf nach dem Küstenland getrieben werden. Noch vor 10 Jahren kaufte man die besten Pferde und Kühe aus diesen Trupps für 30—40 Milreis; jetzt sind die Preise auf das vier- und fünffache gestiegen.

Hier in der Kolonie aufgezogenes oder schon gezähmtes Vieh ist entsprechend theurer. Für ein gutes Reit- und Wagenpferd muß man gegen Rs. 100\$000 bis Rs. 400\$000, für eine gute Milchkuh Rs. 150\$000 bis Rs. 300\$000 zahlen. Der Milchtrag der Kühe ist im Allgemeinen recht gering. Die Ursache liegt hauptsächlich in der meist mangelhaften Fütterung mit Kraftfutter, aber auch wohl in den Mängeln der hiesigen Rindviehrace, für deren Verbesserung noch sehr wenig gethan ist. In Blumenau giebt es verhältnißmäßig das beste Rindvieh, da dort der Gründer der Kolonie, der verstorbene Dr. Blumenau, sich redlich bemühte, bessere Racen, namentlich die Breitenburger, einzuführen. Eine gute Kuh giebt täglich 11—15 Flaschen Milch zu  $\frac{2}{3}$  Liter Inhalt, durchschnittlich aber nur 6—8 Flaschen.

Von den Schweinen sind die sogen. Halb-Macaos (von den Deutschen Makoer genannt) die besten. Sie sind eine Kreuzung der chinesischen und ungarischen Landschweine und lassen sich leicht mästen. In der Regel gewinnen sie binnen Jahresfrist bei guter Fütterung ein Gewicht von 4—5 Arroben, auch geben sie reichlich Speck, Schmalz und gutes Fleisch. Man füttert die Schweine mit den verschiedenen Knollenfrüchten, über welche an anderer Stelle gehandelt worden. Zum Fettmachen dient hauptsächlich Mais.

Hühner gedeihen ausgezeichnet und lausen das ganze Jahr im Freien. Gemüse schützt man gegen sie durch dichte Zäune, die anderen Kulturen haben von ihnen wenig Schaden zu leiden, sobald die Pflanzen Wurzeln gefaßt und eine gewisse Höhe erreicht haben.

Enten finden sich fast in jeder Kolonistenwirthschaft. Sehr fett wird die türkische Ente. Doch legt sie wenig Eier, sodaß man sie nur zum Schlachten oder der Federn wegen hält. Viel besser im Legen ist die kleine Wasserente.

Gänse gedeihen weniger gut und richten in den Pflanzungen viel Schaden an. Trotz der besten Fütterung liefern sie nicht den schönen Braten, wie drüben. Sie werden hauptsächlich ihrer Federn wegen gesucht; denn Federbetten weiß man hier im Winter gerade so zu schätzen, wie in Deutschland.

Sehr gut gedeihen die Truthühner; nur erfordert ihre Aufzucht viel Sorgfalt, da die kleinen Küken recht empfindlich gegen Regen und Kälte sind.

Vielfach werden Perlhühner gehalten, die sich durch Vertilgen der lästigen Tragameisen nützlich machen.

All' dieses Geflügel füttert man mit Mais, Reis, Bananen und Kartoffeln.

Tauben werden nur wenig gehalten, ihre Zucht soll wenig lohnend sein.

Erwähnt sei hier noch die Bienenzucht, welche mit vielem Erfolg betrieben wird, leider aber noch nicht rationell genug. Nur wenig Bienenzüchter sind es, die mit beweglichem Bau und Honigschleuder wirthschaften.

Klima und Vegetation begünstigen die Bienenzucht sehr; auch sind deren Produkte, Honig und Wachs, ihrer Güte wegen gesuchte Einfuhrprodukte in Europa geworden.

## V. Uebersichtliche Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Verrichtungen in den einzelnen Monaten\*).

Ueber die Witterungsverhältnisse der einzelnen Monate vergl. S. 33.

### Januar.

Der Januar ist der erste Sommermonat, in welchem die Wärme den höchsten Grad erreicht. Durchschnittlich beträgt die Temperatur Morgens 17°, Mittags 24° und Abends 18° R. In den Pflanzungen beginnt jetzt das Unkraut zu wuchern, weshalb der Landwirth jeden heiteren, trocknen Tag eifrig benutzen muß, um das Unkraut auszurotten, damit dasselbe in der Pflanzung nicht überhandnehme. Das Jäten an regnerischen Tagen ist verlorene Mühe, weil das ausgeriffene Unkraut bei der feuchten Witterung schnell wieder antwächst. Wer aber jetzt das Auskrauten versäumt, hat später doppelte Arbeit, wenn er nicht der Ernte verlustig gehen will. Oft ist die in diesem Monat versäumte Arbeit des Jätens überhaupt nicht mehr nachzuholen, und die Pflanzung verkommt dann in Unkraut.

Der im Dezember niedergelegte Wald ist bei heiteren Tagen zu brennen und dann zu räumen, weil die Waldschläge sonst bald wieder grün werden.

Für das Zuckerrohr beginnt mit Ende des Monats die erste und hauptsächlichste Pflanzzeit.

Mais von der Juli- und Augustsaat wird geerntet.

Bohnen werden geerntet und Ende des Monats wieder gepflanzt.

Von Knollenfrüchten sind Bataten zu ernten.

Der Tabak, welcher noch auf dem Felde steht, ist baldigst einzuernten, und der, welcher zum Trocknen hängt, muß fleißig nachgesehen und nach Bedarf gelüftet und umgehängt werden.

An Obstarten werden Ananas, Feigen, Pitangas reif, daneben auch Bananen, die übrigens bei genügender Anpflanzung das ganze Jahr hindurch geerntet werden können.

### Februar.

Der Februar ist warm und naß, mitunter schwül und von Treibhaus-temperatur. Zu keiner Zeit des Jahres ist der Gehalt an Feuchtigkeit in der Atmosphäre reichlicher, als in diesem Monat. Durchschnittlich steigt die Wärme Mittags auf 24 Grad R. im Schatten. In diesem Monat muß der Landwirth vor Allem darauf bedacht sein, zwei seiner schlimmsten Feinde, das Unkraut und die Ameisen, in den Pflanzungen nicht aufkommen zu lassen. Er darf weder Zeit noch Mühe scheuen, um dieselben zu vertilgen; denn diese Arbeit lohnt sich reichlich und ist ebenso wichtig, wie das Säen und Pflanzen, weil im Unterlassungsfalle möglicherweise die ganze Ernte verloren geht.

\*) Dieser Uebersicht sind die Zusammenstellungen zu Grunde gelegt, wie sie sich in der leider unvollständig gebliebenen Schrift des früheren deutschen Konsuls in Joinville, Herrn Dörffel, „Der südbrasilianische Landwirth“ finden.

Für das Zuckerrohr ist dieser Monat die beste Pflanzzeit.

Vom Mais wird die August- und Septembersaat eingeerntet.

Bohnen (schwarze) werden mit gutem Erfolge ausgesäet. Doch ist diese Sommersaat im Ertrage nicht so sicher und ergiebig, wie die Frühlingsaat.

Von Knollenfrüchten kann man pflanzen: Kartoffeln, Taja und Inhame.

Der Tabak giebt nun durch seinen Nachwuchs die zweite Ernte. Beim Trocknen muß man noch sorgfältiger, als bei der ersten Ernte darauf achten, daß die Blätter nicht stockig und schimmelig werden.

An Obst sind Bananen, Goyabas, Ananas, Quitten, Feigen, Wein und Pitangas zu ernten.

In Haus und Hof muß man bei der fortwährenden großen Wärme und Feuchtigkeit der Luft darauf achten, daß Vorräthe, welche leicht stockig, modrig oder schimmelig werden, gelüftet und gesonnt werden. Das bezieht sich aber — beiläufig bemerkt — nicht nur auf Produkte, sondern auch auf Haushaltungsgegenstände, wie Betten und Kleider. Diese muß man jedoch vor dem Einbringen erst wieder im Schatten abkühlen lassen.

### März.

Der März gleicht in seiner ersten Hälfte bezüglich Wärme und Witterung dem Februar. Die Erde ist am reichlichsten mit Wasser getränkt; daher bringen Regengüsse jetzt leicht Ueberschwemmungen.

In allen Pflanzungen muß mit Vertilgung des Unkrauts beharrlich fortgefahren werden, bei welcher Gelegenheit das Zuckerrohr von den trocknen Blättern befreit wird.

Von Knollenfrüchten werden noch Bataten gepflanzt und auf's Neue Kartoffeln gelegt. Man darf diese hier nicht so tief legen und nicht so hoch behäufeln, wie in Deutschland.

Mais wird geerntet, und der Reis beginnt zu reifen.

Im Gemüsegarten werden schon Kohl- und Rübenarten ausgesäet und Zwiebeln gelegt.

An Früchten werden die unter dem vorigen Monat genannten weiter geerntet. Obstbäume sind zu verpflanzen.

In Haus und Hof ist bezüglich der Aufbewahrung und Erhaltung der Vorräthe zu beachten, was für den Februar empfohlen ist.

### April.

Der April, als erster Herbstmonat, ist wesentlich verschieden von seinem Vorgänger. Die sommerliche Wärme wird jetzt nur noch an einzelnen Tagen fühlbar, während die andern Tage meist heiter und von angenehmer Temperatur sind. Die Nächte sind schon nicht selten recht kühl. Die Tageswärme ist durchschnittlich Morgens 14°, Mittags 21° und Abends 16° Reaumur.

Die Pflanzungen müssen bei trockenem Wetter vom Unkraut gereinigt werden.

Die Waldschläge für die Frühjahrspflanzungen sind jetzt zu beginnen. Kaffeebäume können gepflanzt werden.

Auf dem Hochland werden Erbsen, Linsen, Lein und Hanf in der zweiten Monatshälfte ausgelegt. Auch Gerste und Hafer kann dort schon gesäet werden.

Bataten, Mangoriten werden geerntet. Zwei- und dreijährige Mandioca kann bereits ausgenommen und zu Farinha verarbeitet werden.

Mais und Reis sind zu ernten; auch die Bohnen von der Februarfaat werden reif und müssen an trockenen Tagen baldigst eingebracht werden, weil sie bei nassem Wetter leicht auswachsen.

Die Baumwollstaude bekommt nun reife Kapseln, welche, sobald sie sich vollständig geöffnet haben, abgenommen und eingebracht werden müssen. Die in ihnen befindliche Baumwolle ist alsbald herauszunehmen und zum Trocknen auszubreiten.

Im Gemüsegarten sind Kopfwiebeln, Schalotten und Knoblauch zu legen, bezw. zu säen: Kohlrüben, Möhren, Salat, Porré, Kohlrabi, Peterfilie, die verschiedenen Kohlarten, Radies, Rettig und alle sonstigen europäischen Gemüse. Die genügend entwickelten Samenpflanzen müssen vom Samenbeete weg verpflanzt werden. Im Obstgarten sind Bäume aller Art zu pflanzen. An reifen Früchten sind Bananen und Goyabas zu ernten.

In Haus und Hof ist das Geschirr zur Mandioca-, Arrowroot- und Zuckerernte in Ordnung zu bringen und bei Zeiten das nöthige Brennholz anzuschaffen.

### Mai.

Mai, der zweite Herbstmonat, verläuft in der Regel mit trockener und angenehmer Witterung. Die heiteren Tage werden vorherrschend. Die Tageswärme ist mild und anmuthig, der Morgen und Abend frisch, während die Nächte schon sehr kühl werden. Ausnahmeweise steigt die Mittagswärme noch auf 24 Grad R., oder sinkt des Morgens bis 2 Grad R., so daß hier und da Reif liegt. Durchschnittlich hält sich die Wärme früh bei Sonnenaufgang auf 11 Grad, zu Mittag auf 17 Grad und Abends auf 13 Grad R.

Der Wald zu Frühjahrspflanzungen muß jetzt geschlagen werden.

Die Kaffeepflanzungen, in welchen die Ernte der Früchte beginnt, müssen gereinigt und sauber sein.

Auf dem Hochland ist jetzt die beste Zeit zur Aussaat von Getreide, wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer. Auch Hülsenfrüchte und Delzpflanzen sind zu säen.

Mais, Reis und Bohnen werden geerntet.

Baumwolle ist weiter zu ernten.

Von Knollenfrüchten können nur Aipim, Bataten, Mangoriten und Kartoffeln, zur Noth auch schon Tajas und Carás ausgenommen werden.

Der Mandiocabauer ist in diesem und dem folgenden Monat mit der Ernte und Bereitung des Mandiocamehls (Farinha) in voller Thätigkeit.

Im Gemüsegarten sind alle, schon im vorigen Monat genannten Gemüse zu säen und die auf den Samenbeeten gewachsenen Pflanzen zu versetzen.

Im Obstgarten sind Bäume aller Art zu verpflanzen. An reifen Früchten werden Bananen und Tangerinen geerntet, auch die Orangen beginnen zu reifen.

Im Haus und Hof sind die im vorigen Monat begonnenen Geschäfte zu erledigen.

### Juni.

Der Juni ist in allen Stücken dem Mai sehr ähnlich, in der Regel mild und trocken, frisch und von herrlichem Wetter begleitet, nur im Ganzen schon winterlicher und kühler. Während die Tageswärme zur Mittagszeit mitunter bis zu 24 Grad R steigt, wird sie Morgens zuweilen bis zu 4—2 Grad R, ja in Ausnahmefällen sogar unter Null herabgedrückt, wobei dann stärkere Reife vorkommen. In den Nächten herrscht meist empfindliche Kälte vor.

Frische Luft und kurze Tage fordern den Landwirth zu reger Thätigkeit auf: das Land zu den Frühjahrspflanzungen muß fertig gemacht werden.

Bei abnehmendem Mond ist jetzt die beste Zeit zum Fällen aller Nußhölzer.

Die Kaffeeernte nimmt ihren Anfang.

Das Zuckerrohr erlangt seine Reife, die Zucker- und Cachaca-Bereitung beginnt.

Mais wird zu Johannis wieder ausgesäet. Doch ist diese Aussaat durch Bögel und späteren Frost gefährdet.

Getreide, Hülsen- und Delfrüchte sind noch zu säen.

An Knollenfrüchten sind Kartoffeln, Bataten, Tajas, Mangoriten, Caras, Inhame und Aipim auszunehmen. Auch Arrowroot wird schon geerntet und zu Stärkemehl verarbeitet.

Die Farinhabereitung wird fortgesetzt.

Tabaksamen wird um Johannis zum ersten Mal auf gut zugerichtete Samenbeete gefäet.

Im Gemüsegarten können Salat, Rüben, Kohlrabi &c. noch ausgesäet werden. Die Zwiebeln müssen um Johannis verpflanzt und die Pflanzen von den Samenbeeten versetzt werden.

An reifen Früchten sind Bananen, Tangerinen und Orangen zu ernten.

### Juli.

Juli, der erste Wintermonat, ist der kühlste von allen, obwohl die Tage nun wieder fast um eine Viertelstunde zunehmen und ausnahmsweise auch schon milde, und frühlingwarm werden. Die Tageswärme steigt dann und wann auf 22° R, in der Regel aber nur auf 15° R, während Nachts zuweilen wirklicher Frost eintritt.

Die meisten Arbeiten des vorigen Monats sind in diesem fortzusetzen. Die gebrannten Waldschläge sind aufzuräumen und die schon bepflanzt gewesenen zur frischen Pflanzung zu reinigen und vorzubereiten.

Die Kaffeeernte wird fortgesetzt. Die alten Kaffeebäume müssen beschnitten und gereinigt werden.

In den Zuckerrohrfeldern wird mit neuen Anpflanzungen begonnen. Die Zuckerrohrernte beginnt allgemein.

Mais wird ausgepflanzt; doch ist er noch nicht sicher vor nachtheiligen Reifen.

Knollenfrüchte, namentlich Kartoffeln, Apim, Mandioca, Inhame, Tajas, Arrotwroot, Carás, Mangoriten, werden aufs neue gepflanzt und geerntet.

Jährige Mandioca- und Apimpflanzungen, welche für weitere Jahre erhalten werden sollen, werden gekappt und gereinigt.

Die Mandiocaernte muß beendet, die Verarbeitung der Pfeilwurz in vollem Gange sein.

Tabak wird in Zwischenräumen von 14 Tagen zum zweiten und dritten Mal ausgesät.

Im Gemüsegarten sind die Arbeiten des vorigen Monats auszuführen.

Im Obstgarten sind die Bäume und der Wein zu beschneiden. Schnittlinge von Quitten, Wein und Feigen sind zu stecken.

Geerntet werden Bananen, Orangen und Ameixás.

### August.

Der August ist schon weit wärmer und milder, als seine beiden Vorgänger, obwohl er in manchen Jahren noch recht kalte Tage und stärkere Reife bringt. Mittags steigt die Wärme zuweilen schon wieder auf 23—25 Grad R. im Schatten.

Dieser Monat bildet im Verein mit dem September die wichtigste Pflanzzeit für fast alle hiesigen Culturgewächse. Die Bestellarbeiten der vorigen Monate müssen schleunigst zu Ende gebracht und das ältere Culturland für alle die neu beabsichtigten Saaten und Pflanzungen in gehörigen Stand gesetzt werden.

Für Caffeeplantzen sind jetzt Samenbeete anzulegen. Auch Samen von Ricinus und Baumwolle ist in den Boden zu bringen.

Die Zuckerröhreernte ist in vollem Gange.

Maïs ist wieder auszusäen. Zur Aussaat nehme man nur vollkommen ausgebildete Körner aus der Mitte der Kolben.

Bohnen werden gesät.

Für Knollenfrüchte aller Art, Kartoffeln, Cará, Taja, Mangoriten, Inhame, Erdnüsse, Apim, Mandioca, Pfeilwurz, ist jetzt die beste Pflanzzeit.

Was an Knollenfrüchten noch in der Erde ist, muß ausgenommen werden, weil dieselben sonst wieder zu treiben beginnen.

Der Tabak kann gegen Ende des Monats verpflanzt werden.

Im Gemüsegarten sind die Keime bezw. Samen von Gurken, spanischem Pfeffer, Tomaten, Wassermelonen (in sandigem Boden) und Kürbissen in die Erde zu bringen.

Im Obstgarten werden die Arbeiten des vorigen Monats fortgesetzt. Geerntet werden Bananen, Orangen, Ameixás.

### September.

September, der erste Frühlingsmonat, ist meist trübe und feucht, auch fehlt es in ihm nicht an kalten Nächten, die noch leichte Reife mit sich bringen. Der Regenfall wird häufiger.

Nächst dem August ist dieser Monat die wichtigste Bestell- und Pflanzzeit für alle, im vorigen Monat genannten Culturgewächse; für die

gegen Reife und rauhes Wetter empfindlichen Pflanzen, wie Bohnen, Melonen, Kürbisse, beginnt erst mit der zweiten Hälfte dieses Monats die sicherste Saat- und Pflanzzeit.

Wo in den Pflanzungen Unkraut aufsproßt, säume man nicht, solches wegzuschaffen, und wo Tragameisen oder sonstige Pflanzenfeinde sich zeigen, sei man beharrlich dahinter her, die Nester derselben aufzusuchen und zu zerstören. Das Reinhalten der Pflanzungen und die Vertilgung des Unkrauts sind ebenso wichtig, wie das Säen und Pflanzen.

Kaffeepflanzungen werden angelegt. Zuckerrohr wird noch gepflanzt, die Zuckerrohrernte dauert fort.

Mais, Bohnen und Reis werden auf Berghängen gesät.

Von Knollenfrüchten werden die im vorigen Monat genannten, daneben aber auch noch Ingwer gepflanzt.

Der Tabak wird vom Samenbeet auf das Feld verpflanzt.

Bananen werden geerntet.

Die Bienen beginnen zu schwärmen.

### Oktober.

Der Oktober bringt mit längeren und wärmeren Tagen vermehrten Regenfall und öftere Gewitter. Die Bitterung dieses Monats wechselt in den einzelnen Jahren sehr; doch ist Regen und Nässe vorherrschend.

Bei dem lebhafter werdenden Wachstum der Pflanzen hat man unablässig darauf zu achten, daß kein Unkraut in den Pflanzungen aufkomme.

Mais, Bohnen, Reis werden noch ausgesät, und die Knollenfrüchte ausgepflanzt.

Getreide und Delfrüchte erlangen ihre Reife.

Der Tabak ist, soweit es noch nicht geschehen, baldigst zu verpflanzen, der versetzte sorgfältig vom Unkraute rein zu halten.

Im Gemüsegarten kann man noch Bohnen, Gurken, Kürbisse, Wasser- und Zuckermelonen legen.

Bananen sind zu ernten.

### November.

Der November ist mehr heiter und trocken; er bringt mit erhöhter, gleichmäßigerer Tages- und Nachttemperatur nicht so viele Regentage, wie der vorhergehende Monat, aber häufiger Gewitter und starken Platzregen. Während die Wärme des Mittags mitunter auf 25° R steigt, sinkt sie des Morgens nur selten noch auf 8—9° R.

Die Erde ist reichlich angefeuchtet und wird durchgreifender erwärmt; alle Pflanzen beginnen üppig zu treiben.

Des Landmannes hauptsächlichste Sorge muß es jetzt sein, die Kulturpflanzen von Unkraut zu reinigen und die Ameisen zu vertilgen. Was in dieser Beziehung jetzt versäumt wird, ist später durch doppelte Mühe kaum wieder einzuholen.

Reis ist zu säen; zur Noth auch noch Mais; doch setzt der spät gepflanzte Mais meist nur kleine Kolben an.

Baumwolle ist noch in der ersten Monatshälfte zu pflanzen.

An Knollenfrüchten sind Kartoffeln zu ernten. Bataten, Mandioca, Uipin, Taja, Mangoriten sind noch auszupflanzen.

Getreide und Delfrüchte werden geerntet.

Der Tabak ist rein zu halten und zu geizen.

An Früchten werden Bananen und Pfirsiche geerntet.

### Dezember.

Der Dezember, der Vorfommermonat, ist zwar reicher an Gewittern, aber durchschnittlich trockner, als der November, die Wärme erreicht ausnahmsweise Mittags 27—29° R, während sie Morgens unter 12° R kaum noch herabgeht.

Die Witterung kennzeichnet sich durch steten Wechsel von Sonnenschein und Regen.

Die heiteren Tage sind fleißig zu benutzen, um alle Pflanzungen von Unkraut zu reinigen; denn diese Mühe lohnt sich reichlich und ist allen Kulturpflanzen zu ihrem Gedeihen unentbehrlich.

Die Waldschläge für die Februarpflanzung sind niederzulegen, und die beendeten zu brennen und zu räumen.

Reis ist auf feuchtem Lande bis Weihnachten zu säen. Der früh, d. h. im Juni oder Juli gepflanzte Mais wird reif.

An Knollenfrüchten werden Bataten geerntet und wieder ausgepflanzt.

Bohnen, Zwiebeln, Knoblauch werden reif und sind bei trockenem Wetter einzubringen.

Der Tabak, dessen Vegetationszeit ca. 100 Tage erfordert, erlangt seine Reife, und die Ernte desselben sollte, wenn möglich, im Laufe dieses Monats eingebracht werden.

An Früchten werden Bananen, Pfirsiche und Weintrauben geerntet.

## VI. Anhang.

### Maße und Gewichte.

Wie im übrigen Brasilien, gilt auch im Staate Sta. Catharina das metrische System; doch hat sich noch die Benennung und Anwendung verschiedener alter Maße und Gewichte erhalten. Die wichtigsten, im täglichen Leben am häufigsten vorkommenden sind:

#### 1. Längenmaße.

Die größte Längeneinheit ist die Legoa. Man rechnet sie gewöhnlich zu 6600 m, also fast  $\frac{9}{10}$  deutsche Meile; es ist die Legoa der alten Landverleihungen, legoa de sesmaria.

Die eigentliche und officielle legoa ist dagegen auf 5555,55 m festgesetzt, so daß gerade 20 legoas auf einen Grad des Aequators kommen.

Das bei den Brasilianern zu Angaben von Grundstückslängen üblichste Maß ist die Braça (Klafter) = 2,2 m. Außerdem werden für kleinere Maße folgende gebraucht: 1 vara = 1,1 m, 1 pé (Fuß) = 0,33 m,

1 palmo (Spanne) = 0,22 m (die gebräuchlichste Maßeinheit der Brasilianer für kleinere Längen, wie bei Brettern, Bohlen, Balken, Zimmermaßen u. a.), 1 pollegada (Zoll) = 0,0275 m.

## 2. Flächenmaße.

Der Brasilianer berechnet seine Grundstücke, soweit nicht größere Ländereien in Frage kommen, nach Quadratbraças = 4,84 qm, während die Größe der Koloniegrundstücke nach Hektaren und Morgen angegeben wird. 1 Hektar = 4 Morgen.

## 3. Flüssigkeitsmaße.

Der Brasilianer des Urwaldes und nach seinem Beispiel auch der deutsche Kolonist kaufen und verkaufen nach Flaschen (garrafa), deren Größe natürlich sehr schwankt, im allgemeinen aber gleich  $\frac{2}{3}$  Liter ist; offiziell entspricht ihr das quartilho = 0,665 Liter. Größere Mengen werden nach Pipas à 479,17 Liter gemessen.

## 4. Trockenmaße.

Das üblichste Trockenmaß ist die Alqueire (spr. Alfehre) = 36,27 Liter; kleinere Mengen werden nach Bruchtheilen der Alqueire oder nach Litern angegeben. Für größere Quantitäten kennt man den moio = 60 Alqueiren.

## 5. Gewichte.

Neben dem Kilogramm und Gramm hat der Brasilianer als größere Gewichtseinheit die Arroba = 14,689 Kg.

# Geld und Münzen.

In Brasilien rechnet man nach Reis (spr. e und i getrennt, im Singular Real). 1000 Reis heißen 1 Milreis (geschrieben Rs 1\$000).

Das Gold, welches gesetzlich Zahlungsmittel sein sollte, ist aus dem Verkehr ganz geschwunden, ebenso auch das Silber. In Circulation bis herab zu Werthen von 500 Reis ist ausschließlich Papiergeld als Reichsschatzscheine und Reichsbankscheine. Außerdem kursiren noch Noten von Banken, die aber eingezogen werden.

Geprägt wurden einst in Gold 40-, 20-, 10- und 5-Milreisstücke, in Silber 2- und 1-Milreisstücke, sowie 500- und 200-Reisstücke. Als Scheidemünze kursiren Nickel- und Kupfermünzen, erstere eine Prägung von 200 und 100 Reis, letztere zu 40, 20 und 10 Reis. Das Papiergeld ist ausgegeben in Werthen von 500 Reis bis 500 Milreis.

Eine gewisse Unsicherheit im Geldverkehr entsteht durch die Einziehung des Papiergeldes, welche gegenwärtig sehr stark betrieben wird. Ausgerufene Scheine verlieren nach Ablauf der für die Einlösung festgesetzten Frist in bestimmten Zeitabschnitten successive an Werth, bis sie ganz werthlos geworden sind.

Die Gefahr, solche entwerthete Scheine zu erhalten, ist indeß nicht so groß, wie man zunächst glauben sollte, da die Kaufleute sorgfältig die Einlösungstermine beachten, so daß verfallene Scheine kaum in Circulation bleiben.

Im täglichen Verkehr wird außer nach Milreis und Reis gerechnet nach Vintens. 1 Vintem = 20 Reis. Manche Brasilianer rechnen aber auch noch nach dem ehemaligen cruzado = 20 vintens = 400 Reis, oder tustão = 5 vintens = 100 Reis und die pataca = 16 vintens = 320 Reis.

### Der Kurs.

Eine bittere Enttäuschung erleben häufig Geistliche, Lehrer, Kaufleute u. A., die mit fester Anstellung nach Brasilien kommen, wenn sie den ihnen in brasilianischem Gelde, in Milreis, zugesicherten Gehalt in deutsche Reichsmark umrechnen und dabei den Milreis zu 2,27 Mk. annehmen, wie er in allen vergleichenden Münztabelle angeführt steht. In Wirklichkeit ist der Werth des Milreis, da die eigentlich zur Basis des Münzwesens angenommene Goldwährung einem Papiergelde mit Zwangskurs Platz gemacht hat, großen Schwankungen unterworfen, je nach seinem augenblicklichen Kursstand.

Der Werth des Milreis bei Goldwährung war auf 27 pence festgesetzt; im Jahre 1898 war er aber bis unter 6 pence, also unter den 4ten Theil, gegangen, so daß man z. B. im April des genannten Jahres das englische Pfund Sterling mit 44 Milreis bezahlte. Bei allen brasilianischen Werthangaben muß man sich daher zunächst nach dem jeweiligen Kursstand erkundigen; erst dann kann man sich eine richtige Vorstellung von den angegebenen Werthen machen.

Im Folgenden sei die Kurstabelle für den Kurs von 6—18 d (d. h. bei einem Werthe des Milreis zu 6—18 pence) wiedergegeben, da nicht anzunehmen ist, daß in absehbarer Zeit der Kurs unter 6 d fallen noch über 18 d steigen wird.

## Curs-Tabelle

Englischer Curs	Werth d. englisch. Pfundes	Werth d. deutsch. Reichsmark	Englischer Curs	Werth d. englisch. Pfundes	Werth d. deutsch. Reichsmark	Englischer Curs	Werth d. englisch. Pfundes	Werth d. deutsch. Reichsmark
6—	40\$000	1\$962	1/2	22\$857	1\$121	15—	16\$000	\$783
1/8	39\$183	1\$921	5/8	22\$588	1\$108	1/8	15\$868	\$777
1/4	38\$400	1\$883	3/4	22\$325	1\$095	1/4	15\$739	\$771
3/8	37\$647	1\$846	7/8	22\$069	1\$082	3/8	15\$610	\$764
1/2	36\$923	1\$811	11—	21\$818	1\$070	1/2	15\$484	\$758
5/8	36\$226	1\$776	1/8	21\$573	1\$054	5/8	15\$360	\$752
3/4	35\$555	1\$744	1/4	21\$333	1\$042	3/4	15\$238	\$746
7/8	34\$909	1\$712	3/8	21\$099	1\$031	7/8	15\$118	\$740
7—	34\$286	1\$681	1/2	20\$869	1\$020	16—	15\$000	\$735
1/8	33\$684	1\$652	5/8	20\$645	1\$009	1/8	14\$883	\$729
1/4	33\$103	1\$623	3/4	20\$425	\$998	1/4	14\$769	\$724
3/8	32\$542	1\$596	7/8	20\$210	\$987	3/8	14\$656	\$718
1/2	32\$000	1\$569	12—	20\$000	\$977	1/2	14\$545	\$713
5/8	31\$475	1\$543	1/8	19\$794	\$969	5/8	14\$436	\$707
3/4	30\$967	1\$519	1/4	19\$592	\$959	3/4	14\$328	\$702
7/8	30\$476	1\$494	3/8	19\$394	\$950	7/8	14\$222	\$696
8—	30\$000	1\$471	1/2	19\$200	\$940	17—	14\$118	\$692
1/8	29\$538	1\$449	5/8	19\$010	\$931	1/8	14\$015	\$686
1/4	29\$091	1\$427	3/4	18\$823	\$922	1/4	13\$913	\$682
3/8	28\$657	1\$406	7/8	18\$641	\$913	3/8	13\$813	\$677
1/2	28\$235	1\$385	13—	18\$461	\$904	1/2	13\$714	\$672
5/8	27\$826	1\$365	1/8	18\$286	\$895	5/8	13\$617	\$669
3/4	27\$430	1\$345	1/4	18\$113	\$887	3/4	13\$521	\$662
7/8	27\$042	1\$326	3/8	17\$944	\$879	7/8	13\$427	\$658
9—	26\$667	1\$308	1/2	17\$778	\$871	18—	13\$333	\$653
1/8	26\$301	1\$290	5/8	17\$615	\$863	1/8	13\$241	\$649
1/4	25\$946	1\$272	3/4	17\$454	\$855	1/4	13\$151	\$644
3/8	25\$600	1\$256	7/8	17\$297	\$847	3/8	13\$061	\$640
1/2	25\$263	1\$239	14—	17\$143	\$839	1/2	12\$973	\$632
5/8	24\$935	1\$223	1/8	16\$991	\$832	5/8	12\$886	\$636
3/4	24\$615	1\$207	1/4	16\$842	\$825	3/4	12\$800	\$628
7/8	24\$304	1\$192	3/8	16\$696	\$818	7/8	12\$715	\$624
10—	24\$000	1\$177	1/2	16\$552	\$810			
1/8	23\$704	1\$163	5/8	16\$410	\$804			
1/4	23\$415	1\$148	3/4	16\$271	\$797			
3/8	23\$132	1\$135	7/8	16\$134	\$790			

Wer sich für Cursberechnungen interessirt, kann übrigens den Werth der Reichsmark in Reis nach dem jeweiligen Course leicht ermitteln, indem er die Ziffer 11772 durch die Curszahl, d. h. durch den in pence ausgedrückten Werth des Milreis dividirt.

## Beitrag zur Chronik der „Hansa“,

des

Kolonisationsgebiets der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft  
m. b. H. in Hamburg.

### 1. Der Hamburger Kolonisationsverein von 1849 und die Fabri'sche Landkonzession.

Die Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft m. b. H. wurde am 30. März 1897 gegründet mit einem Kapital von 1,100,000 Mk., wovon als Abfindung an den Hamburger Kolonisationsverein von 1849 die Summe von 250,000 Mk. gezahlt wurde.

Letztgenannter Verein, der seit dem Jahre 1850 die Beförderung vorwiegend deutscher Einwanderung nach der damaligen Provinz St. Catharina in Südbrasilien betrieb und hier die Kolonie Dona Francisca angelegt hatte, war damals in Liquidation und übertrug gegen die angegebene Abfindung seine gesammten Aktiva an die Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., welche sich besonders zu dem Zweck gebildet hatte, die kolonimatorische Thätigkeit des Hamburger Vereins, die seit mehreren Jahren schon eingestellt war, wieder aufzunehmen und in erweitertem Maßstabe fortzuführen.

Die Grundlage bildete eine Landkonzession von 600,000 ha Staatsländereien, welche der Geschäftsführer des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849, Herr C. Fabri, von der St. Catharinenfer Staatsregierung zur Kolonisation erhalten hatte.

Dieser Konzessionsvertrag datirt vom 28. Mai 1895 und verpflichtet den Konzessionär außer zur Entrichtung eines Kaufgeldes von 1\$500 pro ha, die konzedirten Ländereien innerhalb 20 Jahren mit europäischen Einwanderern zu besiedeln, welche jährlich in einer Anzahl bis zu 6000 eingeführt werden dürfen, nicht aber müssen. Das Land, welches nach Ablauf der 20 Jahre nicht besiedelt ist, fällt ohne Entschädigung an den Staat zurück.

Ueber die Lage der konzedirten Staatsländereien war in dem Vertrage nichts näheres angegeben, sondern nur gesagt: „konzedirt werden die disponiblen, devoluten Staatsländereien in dem Gebiete von S. Bento, Blumenau, Curitibaos, Lages und in anderen von der Gesellschaft bis zum 1. Januar 1896 zu bezeichnenden Gebieten“. Nur bezüglich des Blumenauer Gebiets war die Einschränkung getroffen, daß die Landkonzession nur im Gebiet des Nordarms des Itajahy abgemessen werden dürfe.

Nachgesucht waren daraufhin von dem Administrator des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849, Herrn Axel von Diringshofen, auf Grund von Informationen, die er bei der Staatsbehörde eingeholt hatte, folgende Gebiete zur Kolonisation: in Garopaba 50,000 ha, in Lages 30,000 ha, in Curitibaos 100,000 ha, am Itajahy-mirim (Brusque) 50,000 ha, am Nordarm des Itajahy, dem Rio Hercilio, 350,000 ha, und im Municip S. Bento 11,000 und 9000 ha.

Außer der Landkonzession von 600,000 ha hatte die Regierung in dem mit Herrn C. Fabri abgeschlossenen Vertrag versprochen, dem Konzessionär

das Expatrimonium des Conde d'Eu am Itapocú, welches die republikanische Regierung in Rio eingezogen und dem Staate St. Catharina als devolutes Land überwiesen hatte, für 2 \$ pro ha zu verkaufen.

Dieses Expatrimonium, welches im Municipalgebiet von Joinville bei der Einmündung des Jaraguáflusses in den Itapocú beginnt und sich auf dessen rechtem Ufer bis zur Serra do Itapocú erstreckt, war für den Hamburger Kolonisationsverein und seine Rechtsnachfolgerin, die Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft, darum von ganz besonderer Bedeutung, weil hier der geeignetste Anfangspunkt für die kolonisatorische Thätigkeit der Gesellschaft war, da dies Land einmal am nächsten dem Sitz der Direktion in Joinville und dem Ausschiffungshafen der Einwanderer, São Francisco, liegt und dann, weil bis dorthin fahrbare Straße ging und das vorliegende Land schon besiedelt war, sodaß die Gesellschaft gleich mit der Ansiedelung hätte ihre Thätigkeit beginnen können.

In Bezug auf dies Expatrimonium bekam der Hamburger Verein kurz nach Abschluß des Conzessionsvertrages die Unzuverlässigkeit der brasilianischen Behörden zu kosten, wodurch der Kolonisation für den Beginn erhebliche Schwierigkeiten und große Ausgaben erwachsen sind. Wie erwähnt, hatte die Staatsregierung in dem Conzessionsvertrag mit Herrn Fabri ihm den Verkauf dieses Terrains zugesichert, ja es war sogar in seiner Klausel V. ausdrücklich gesagt: „Die Regierung verpflichtet sich, nach Unterzeichnung dieses Vertrages, an niemand Anderen irgend welches Land von dem Expatrimonium zu verkaufen.“

Trotzdem beging die Regierung einen schändlichen Rechtsbruch und verkaufte am 6. Februar 1896 dem Coronel E. C. Jourdan den besten Theil des Expatrimoniums, 10,000 ha am rechten Ufer des Itapocú, für 12,000 Milreis, indem sie die dagegen eingelegte Reclamation des Herrn v. Diringshofen damit abfertigte, daß sie von der Mündung des Rio da Pedra d'amolar landeinwärts eine Grenzlinie zwischen der Jourdan'schen und der Fabri'schen Landconzession ziehen ließ.

Ueber die Intrigue, welcher sich der Coronel Jourdan bediente, um die Ländereien an sich zu bringen, schrieb die in Joinville erscheinende „Joinvillenser Ztg.“ vom 27. November 1899: „Herr Jourdan, welcher aus persönlicher Anschauung den Werth der Ländereien gerade am Jaraguá, dem Anfang des Expatrimoniums recht wohl kannte, und sie selbst an sich zu bringen wünschte, wußte der Bundesregierung in Rio die Gefahr vorzumalen, welche der brasilianischen Nationalität durch eine deutsche Besiedlung dieser Ländereien erwachsen würde, indem er darauf hinwies, daß die beiden schon mit Deutschen besiedelten Municipien Joinville und Blumenau durch das Jaraguágebiet in Verbindung ständen, und so bei einer deutschen Kolonisation ein großes rein deutsches Territorium geschaffen würde. Er selbst legte einen Kolonisationsplan vor, nach welchem er um Ueberlassung von 10,000 ha gerade am Anfang des Expatrimoniums bat, wo er dann Franzosen und Belgier ansiedeln und so einen Keil romanischer Bevölkerung zwischen die beiden deutschen Municipien treiben wollte.“

In Rio schenkte man den Einflüsterungen des ränkevollen Coronels, dem auch Verbindungen mit den höchsten Regierungskreisen zu Gebote

standen — wie es heißt, war der damalige Bundespräsident Prudente de Moraes sogar sein Compadre (Gevatter) — bereitwilligst Gehör und übte von dort aus auf die Staatsregierung von Sta. Catharina, in deren leitenden Kreisen wohl auch ähnliche Befürchtungen herrschten, einen Druck dahin aus, daß sie dem Coronel Jourdan die nachgesuchte Konzession erteilte.“

Erwähnt sei hier kurz, daß die Jourdan'sche Landkonzession seitdem auf das belgische Bankhaus Becher & Co. in Rio übergegangen ist, welches sie u. A. auch der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft zum Kauf angeboten hat.

## 2. Die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft m. b. H. und die einleitenden Schritte zur Kolonisation.

Der Aufsichtsrat dieser Gesellschaft konstituirte sich am 15. Mai 1897 und wählte zu seinem Vorsitzenden den Herrn Rechtsanwalt Dr. jur. Scharlach in Hamburg. Zu Geschäftsführern wurden die Herren C. Fabri und Assessor Hammacher ernannt. An Stelle des Letzteren trat später Herr v. Gerhardt, der aber schon am 31. Dezember 1898 gleichzeitig mit Herrn Fabri wieder ausschied, worauf die Herren Ph. Doerck und Mörsch die Geschäftsführung übernahmen.

Als Generalbevollmächtigter der Gesellschaft in Brasilien wurde am 21. Juni 1897 Herr A. W. Sellin ernannt, der durch seine langjährige Thätigkeit als Koloniedirektor in Rio Grande do Sul und durch seine Schriften über Kolonisations- und Auswanderungswesen, besonders aber durch sein auch ins Portugiesische übersetztes Werk „Das Kaiserreich Brasilien“ weiteren Kreisen bekannt geworden sein dürfte. Er hat neuerdings die Geschäftsleitung in Hamburg übernommen, während Herr Ph. Doerck der Kolonisation in Brasilien vorsteht. Herr Sellin begab sich Anfangs Juli 1897 nach Rio de Janeiro, um dort mit dem Minister der öffentlichen Bauten, Herrn Dr. Murinho, sowie den Staatsdeputierten von Sta. Catharina und Herrn Dr. Krauel, dem Gesandten des deutschen Reichs, persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Bei dieser Gelegenheit mußte er sich überzeugen, daß für die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft nicht die mindeste Aussicht vorhanden war, von der Bundesregierung irgend wie, sei es für Straßenbauten oder sonstige Arbeiten, subventionirt zu werden.

Auch die Staatsregierung in Florianopolis (Desterro), wohin sich Herr Sellin von Rio de Janeiro aus begeben hatte, verhielt sich in dieser Beziehung durchaus abweisend. Sie trug aber keinerlei Bedenken, den Fabri'schen Kontract vom 28. Mai 1895 auf die Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft übertragen zu lassen. Die Uebertragung erfolgte dann am 26. August 1897.

Inzwischen war der bisherige Administrator des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849, Herr A. von Diringshofen, von Hamburg aus beauftragt, für die Unterbringung von Kolonisten auf den Ländereien der Gesellschaft am oberen Itapocú die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Derselbe ließ zunächst den schon vorhandenen Einwandererschuppen am Itapocúsinho gründlich repariren, und zwei neue Empfangschuppen am Ribeirão Grande und am Rio Novo, in der heutigen Ortschaft Humboldt bauen. Alle Bemühungen des Herrn

v. Diringshofen, die erwähnte Jourdan'sche Landkonzession, welche der Kolonisations-Gesellschaft widerrechtlich entzogen war, rückgängig zu machen, erwiesen sich vergeblich. Hierdurch aber verschob sich der Anfangspunkt des der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Kolonisationsgebiets am Itapocú um ein Terrain von 10 000 ha weiter westwärts, und was das Nachtheiligste für die Gesellschaft war, ihr Land lag nun ohne Verbindungsweg fern der zusammenhängenden älteren Ansiedlung, zwischen welche sich auf dem rechten Ufer des Itapocú die Jourdan'sche Landkonzession drängte, während auf dem linken Ufer die ebenfalls noch unbefiedelten Ländereien der Herzöge von Chartres und Penthievre liegen.

Herr v. Diringshofen mußte daher zur Aufnahme der ersten Einwanderer eine Anzahl Kolonieplätze in dem Terrain zwischen den Flüssen Novo und Humboldt, als dem der besiedelten Kolonieregion zunächst belegenen Punkt, vermessen lassen. Hier wurden die ersten Kolonisten angesiedelt, indem sie auf dem Itapocú mit Kanoas bis zum Einwandererhause am Rio Novo in der jetzigen Ortschaft Humboldt geschafft wurden, was die Kolonisation erheblich erschwerte und vertheuerte.

### 3. Die Straßenarbeiten zur Erschließung des Kolonisationsgebiets.

Nachdem Herr Sellin in Joinville angekommen war, organisierte er zunächst den Kolonisationsdienst und ernannte Herrn A. von Diringshofen zum Inspektor des am oberen Itapocú zu begründenden Koloniebezirktes, wo bereits die ersten Einwanderer angesiedelt waren.

Als nächste Aufgabe der Kolonisation erkannte Herr Sellin sofort die Herstellung einer Fahrstraße zur Verbindung der neuen Kolonie mit dem bewohnten Theil des Itapocúthals, da der Wasserweg wegen der vielen Stromschnellen des Flusses außerordentlich beschwerlich und kostspielig war, die erste Bedingung für die Entwicklung einer Kolonie aber gute Verbindungswege sind.

Der nächste und beste Weg wäre auf dem Südufer des Flusses, als der Sonnenseite, anzulegen gewesen; allein derselbe hätte durch die Landkonzession des Coronel Jourdan, der sich der neuen Gesellschaft gegenüber direkt feindselig zeigte, geführt; so blieb nichts übrig, als die Straße durch die Ländereien der Herzöge von Chartres und Penthievre am linken Itapocúufer zu legen.

Da auch diese Ländereien ohne Straße überhaupt nicht zu erschließen gewesen wären, so erklärte sich Herr Brüstlein, der Vertreter der Herzöge, bereit, zu den Baukosten 400 Mkr. pro Kilometer beitragen zu wollen.

Die Leitung des Straßenbaus übernahm Herr Giesecke, der am 17. Juli 1897 als Ingenieur der Gesellschaft engagirt war. Für die auszuführenden Messungsarbeiten und Straßenbauten war ihm der schon vom Kolonisations-Verein von 1849 angestellt gewesene Landmesser, Herr Eduard Kriesch, beigegeben.

Der Straßenbau begann am ersten November 1897 am Ribeirão Junil, wo der letzte Kolonist von Herrn Brüstlein angesiedelt war, so daß also bis dahin die Fertigstellung der Straße allein auf seine Rechnung kam.

Bis zum September 1898 wurde die 5770 m lange Strecke vom Ribeirão Junil bis zum Ribeirão Grande und bis Anfang Januar 1899 die weitere Strecke bis zum Rio Humboldt in einer Länge von 7109 m dem Verkehr übergeben.

Die Baukosten dieser im Ganzen 12 879 m langen Straße vom Junil bis zum Humboldt beliefen sich auf Rs. 51 : 600\$000, da ihre Anlage nicht unerhebliche Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatte, indem Schluchten auszufüllen, meterhohe Abgrabungen an den Berghängen zu machen und selbst umfangreiche Sprengungen durch die Gesteinschichten der Berge auszuführen waren.

Mit Herstellung dieser Fahrstraße war das Kolonisationsgebiet der Gesellschaft am oberen Itapocú an das Straßennetz des Municipis Joinville angegliedert und damit das Nothwendigste für den Transport der Einwanderer und den Absatz der Produkte der angesiedelten Kolonisten gethan.

Gleichzeitig mit diesen Arbeiten im Itapocúgebiet sorgte Herr Sellin für die Erschließung der Ländereien der Gesellschaft im Itajahygebiet.

Im November 1897 explorirte er mit Herrn Ingenieur Odebrecht das bis dahin gänzlich unbekannt gewesene Thal des Braço do Norte do Rio Itajahy, jetzt Rio Hercilio, das größte Kolonisationsgebiet der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft. Er fand dort fast durchweg vorzügliches Land und ausgezeichnete Bewässerung und ließ alsbald mit der Vermessung von Grundstücken, sowie mit der Anlage einer Zugangsstraße beginnen, die von der Mündung des Ribeirão do Cocho in den Itajahy-assú aufwärts bis zur Höhe der Serra do Mar geht und dann in sanftem Abstieg bis zur Einmündung des Ribeirão das Taquaras in den Rio Hercilio weiterführt, wo sich die Ortschaft Hammonia entwickeln soll. Die Straße ist jetzt fahrbar und hat eine Länge von 13 318,5 m; ihre Herstellung kostete Rs. 45 : 000\$000.

Zum Inspektor des Itajahygebiets wurde im November 1897 Herr Philipp Doerck in Blumenau ernannt, der indeß, wie schon oben erwähnt, zum 1. Januar 1899 als Geschäftsführer nach Hamburg an Stelle des Herrn Fabri berufen wurde. Seitdem ist Herr Luiz Abry Inspektor des Blumenauer Gebiets.

#### 4. Das Kolonisationsgebiet.

Dem ganzen Kolonisationsgebiet der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft wurde noch im Jahre 1897 der Kollektivname „Hansa“ beigelegt und in demselben bisher vier Verwaltungsdistrikte gebildet:

1. der Distrikt Itapocú mit dem Vorort Humboldt,
2. der Distrikt Itajahy-Hercilio mit dem Vorort Hammonia,
3. der Distrikt Pirahy, welcher aus einem Landkomplex von 1993 ha besteht, den die Gesellschaft im Joinvillenser Municipalgebiet vom Fürsten Schönburg-Waldenburg gekauft und durch Ankauf anderer Privatländereien arrondiert hat,
4. der Distrikt Sertão de São Bento.

Die letzten beiden Distrikte sind der Verwaltung des Distrikts Itapocú unterstellt.

Auf diese Distrikte hat die Gesellschaft bisher ihre Kolonisationsthätigkeit beschränkt und von einer Besiedlung der Ländereien in Garopaba, Lages, Curitibaos, Itajahy-mirim abgesehen; denn es ist von vornherein einleuchtend, daß eine Kolonisation in sieben örtlich von einander getrennten Gebieten, welche ebenso viele Administrationen erfordern würde, nicht nur die einheitliche Leitung sehr erschweren, sondern der Gesellschaft auch bedeutend höhere Verwaltungskosten verursachen würde, als die Kolonisation in einem zusammenhängenden Landgebiet. Ein solches aus der Landkonzession zu schaffen, muß das Bestreben der Kolonieleitung sein. Sie will sich daher von der Regierung anderweitig entsprechende Landkonzessionen erwirken.

Das merkwürdige Verhalten der Staatsregierung bezüglich der Jourdan'schen Landkonzession mußte der Kolonialleitung die Direktive dahin geben, daß sie in erster Linie ohne Rücksicht auf die entstehenden Kosten, wollte sie der Kolonisations-Gesellschaft ihr Land sichern, dasselbe vermessen und abgrenzen ließ. Diese Vorsicht war um so mehr geboten, als in dem Konzessionsvertrag das konzedierte Land keineswegs genauer angegeben war.

Es gelang Herrn Sellin, von der Staatsregierung die Zusicherung zu erhalten, daß sie der Gesellschaft über alles Land, welches sie perimetrisch vermessen lassen würde, nach Bezahlung des Kaufgeldes definitive Besitztitel ausstellen werde, auch wenn dasselbe noch nicht besiedelt ist.

Daraufhin wurden im Distrikt Itapocú 30 289,7 ha, im Distrikt Itajahy-Hercilio 127 318 ha und im Sertão de São Bento 10 012 ha, zusammen 167 619,7 ha Staatsland perimetrisch vermessen. Der Preis dieser Ländereien wurde mit Rs. 266:574\$400 an die Regierung gezahlt, und diese hat der Gesellschaft die ihr zustehenden definitiven Besitztitel ausgefertigt.

Die Länge der bei der Vermessung und Vermarkung des Umfangs dieser Ländereien geöffneten Linien beträgt 343 689,5 l. Meter, während sich die Kosten der Umfangsmessung auf Rs. 34:689\$950 belaufen.

Außer diesen Staatsländereien hat die Gesellschaft an Privatland gekauft und vermessen die oben erwähnten 1993 ha vom Fürsten Schönburg-Waldenburg und 262 ha von den Herzögen von Chartres und Penthièvre am oberen Itapocú bezw. Humboldt, sodaß sie im Ganzen 169 864,7 ha grundbuchlich eingetragenen Landes im Staate St. Catharina besitzt, die noch unbesiedelten Theile der früheren Kolonie Dona Francisca in den Distrikten Joinville und São Bento, welche ihr als Rechtsnachfolgerin des Hamburger Kolonisations-Vereins von 1849 gehören, nicht mitgerechnet.

Auf den neu erworbenen Gebieten wurden bis zum 1. Januar 1900 vermessen und vermarkt:

a. im Distrikt Itapocú	306 ländliche und 101 städtische Grundstücke
b. " " Itajahy-Hercilio	85 " " 32 " "
c. " " Pirahy	85 " " — " "
d. in der Humboldtstr. II im Distrikt von São Bento	61 ländliche Grundstücke, zusammen 537 ländliche und 133 städtische Grundstücke.

### 5. Einwanderung und Besiedelung.

Da nach Klausel X des Kontracts vom 28. Mai 1895 die der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft bewilligten Ländereien nur für die Ansiedlung europäischer Kolonisten bestimmt sein sollten, die europäische, speziell die deutsche Auswanderung aber nur eine äußerst beschränkte war, so bemühte sich Herr Sellin bei der Staatsregierung, eine Modifikation der betreffenden Klausel herbeizuführen. Dies gelang ihm am 31. August 1898 durch Abschluß eines Termo de additamento ao contracto de 28 de Maio de 1895, wonach der Kolonisations-Gesellschaft gestattet wurde, 25 % einheimische Kolonisten auf ihren Ländereien anzusiedeln. Diese Aenderung enthält eine nicht unerhebliche Förderung für die Kolonisation, da die europäischen Einwanderer in den unter ihnen angesiedelten, altangesessenen Kolonisten die besten Lehrmeister haben.

Ferner erreichte Herr Sellin gleichzeitig mit vorstehender Abänderung, daß die Bestimmung des Konzessionsvertrages, derzufolge das nach Ablauf von 20 Jahren nicht besiedelte Land ohne Entschädigung an den Staat zurückfallen soll, von der Regierung zu Gunsten der Gesellschaft dahin interpretirt wurde, daß Landkomplexe bis zu einem Areal von 3000 ha zu industriellen Unternehmungen, wie Schneidemühlen zc. verkauft werden dürfen.

Nun erst konnte die Besiedlung in schnellerer Weise, als bis dahin erfolgen.

Es wurden eingeführt von der Gesellschaft im Jahre 1897 103, 1898 182 und 1899 332, zusammen 617 Personen.

Die Zunahme der Einwandererziffer datirt seit der Konzessionsertheilung an die Gesellschaft durch das Auswärtige Amt in Deutschland am 13. November 1898; aber sie entspricht doch keineswegs den Anstrengungen und Kosten, die mit der Propaganda für die Kolonisation gemacht wurden, zumal sich mehr als ein Drittel der Eingewanderten wieder von der Kolonie zurückgezogen hat, nachdem diese Leute zur Ueberzeugung gelangt waren, sich falsche Vorstellungen vom Kolonistenleben gemacht zu haben und nicht die dafür erforderlichen Eigenschaften zu besitzen.

Voraussichtlich wäre eine völlige Stockung in der Besiedlung eingetreten, wenn nicht in Folge der Modifikation des Kontractes eine größere Anzahl von Kolonisten aus São Bento, Blumenau und anderen älteren Ansiedlungen zugewandert wäre. So wurden z. B. im Distrikt Itapocú im Jahre 1899 25 Grundstücke an einheimische Kolonisten verkauft und im Jahre 1900 ist der Zuzug derselben in beide Distrikte noch bedeutender geworden.

Bis zum 31. Dezember 1899 waren verkauft :

im District Itapocú	112 ländliche	und	10 städtische	Grundstücke
" " Itajahy-Hercilio	9	" "	3	" "
in Sektion II der Humboldtstr. von São Bento	61	" "	—	" "
<hr/>				
zusammen	182 ländliche	und	13 städtische	Grundstücke.

## 6. Die Straßenbauten innerhalb der Koloniedistrikte.

### a) Im Itapocú-Gebiet.

Es ist derjenige Theil der Landkonzession, welcher für die Kolonisation der Gesellschaft, wie oben erwähnt, den natürlichen Anfangspunkt bildet, und auf den auch die Ansiedlung der Einwanderer bisher fast ausschließlich beschränkt wurde. Nach der Abtrennung der Jourdan'schen Landkonzession beginnt das Land der Gesellschaft auf der Südseite des Itapocú an der Einmündung des Rio da Pedra d'amolar und umfaßt das ganze Quellengebiet des Itapocú, welcher sich in einen nördlichen und einen südlichen Hauptarm theilt, jener Rio Humboldt, dieser Rio Novo genannt. Gerade an der gabelförmigen Vereinigung dieser beiden Flüsse hat die Gesellschaft die Ortschaft Humboldt angelegt.

Die Grenzlinie dieses Koloniegebiets im Osten ist der schon genannte Rio da Pedra d'amolar, welcher die Jourdan'sche Landkonzession abtrennt, während sie von da an dem Itapocú und späterem Rio Humboldt bis zum Rio Anno Bom folgt. Gegenüber der Ortschaft Humboldt auf der Nordseite des gleichnamigen Flusses hat die Gesellschaft ein Terrain von 262 ha von dem Lande der Herzöge von Charters und Penthievre zugekauft und beabsichtigt, dasselbe in Chacaras (Billengrundstücke) zu parzellieren.

Die Grenze nach Süden bildet die Wasserscheide der Serra do Itapocú, eines Ausläufers der Serra Geral, welcher die Hansa des Itapocúgebiets von dem Rio Benedittothal im Blumenauer Municip scheidet.

Im Westen grenzt die Itapocú-Hansa bis an den Sertão von Rio Preto, während sie im Norden vom Municip São Bento begrenzt wird. In ausgedehntestem Maße und mit großen Kosten für die Gesellschaft hat die Kolonieleitung für das Kommunikationswesen nach und von dem Itapocú-distrikt gesorgt.

Außer der oben gedachten Zugangsstraße von Joinville auf dem linken Itapocúufer hat die Gesellschaft für dies Kolonialgebiet eine Verbindungsstraße nach dem Hochland geschaffen. Der Bau dieser Straße war unbedingt notwendig, wenn das Quellengebiet des Itapocú, in welchem die Kolonie liegt, dem Verkehr erschlossen und den dort angesiedelten Kolonisten ein lohnender Absatz für ihre Produkte gesichert werden sollte, da der Transport nach dem 70 km entfernten Joinville den Anbau vieler Produkte unrentabel gemacht hätte, während die Kolonisten jetzt auf dem durch diese Straße leicht erreichbaren Hochland stets Käufer für ihre Produkte finden. Auch für den gesammten Verkehr im Norden des Staates ist diese Straße von größter Bedeutung, da sie für die landwirthschaftliche Produktion der überaus fruchtbaren Flußgebiete des Itapocúsinho, Itapocú und Jaraguá einen neuen Absatzweg eröffnet, der insbesondere dem Zucker- und Cachaça-Export, den wichtigsten Produkten dieser Ländereien, zu Gute kommt. Für Joinville bildet die Straße eine zweite Verbindung nach São Bento, welche allerdings um fast 30 km länger, als die makadamisirte Dona Francisca- oder Serrastraße ist.

Die Straße führt unter dem Namen Bonplandstraße durch die Ortschaft Humboldt, durchschneidet das Koloniegebiet zwischen Rio Novo und Rio Humboldt, führt, nachdem der letztere mit einer Fähre überschritten, bis zum

Rio Natal und steigt von hier die Serra hinauf als Humboldtstraße bis nach dem 32 km von der Ortschaft Humboldt entfernten Bechelbronn, von wo sie in weiteren 11 km nach São Bento führt.

Bei dem Bau der Straße von Humboldt bis Bechelbronn, der — bei-  
läufig bemerkt — einen Kostenaufwand von Rs. 85:000 \$ 000 erforderte,  
waren bedeutende technische Schwierigkeiten zu überwinden. Streckenweise  
mußte die Straße an steilen Abgründen entlang geführt werden, wo brüchiger  
Thonschiefer, durchsetzt mit großen Dioritblöcken, welche erst durch kostspielige  
Sprengungen und Abschachtungen beseitigt werden mußten, die Arbeit hemmten.

Eine zweite Straße, die Itabellastrasse, führt auf der südlichen Seite  
des Rio Novo nach den Ansiedelungen in den fruchtbaren Thälern des Rio  
Itabella und des Rio Correa, beides Nebenflüsse des Rio Novo.

Von der Einmündung des Rio Itabella in den Rio Novo geht dann  
eine dritte Straße unter dem Namen Felipe Schmidtstraße in westlicher  
Richtung bis zum Fuße der Serra Geral. Es wird beabsichtigt, sie bis auf  
die Wasserscheide zwischen den Flüssen Benedetto und Preto, ja sogar bis nach  
Moëma im Gebiet von Lucena weiterzuführen, um dann etwa bei Papanduva  
Anschluß an die von Rio Negro nach Curitibaos führende Estrada do Sul  
zu gewinnen.

Fertige Straßen gehen noch zwei von der Ortschaft Humboldt ab, die  
eine nach den Ansiedlungen am Rio da Pedra d'Amolar und die andere,  
die sog. Rio Novostraße am Nordufer des Rio Novo.

Im Ganzen waren bis zum 31. Dezember 1899 im Distrikt Itapocú  
außer der obigen Hochlandstraße 9349,8 m, dem Verkehr übergebene, 5629 m  
im Bau begriffene und 1818 m provisorische Straßen und Wege vorhanden.

#### b. Im Itajahy. — Hercilio-Gebiet.

Es ist dies das umfangreichste Territorium der Landkonzession der  
Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft. Seine Größe war auf 350 000 ha  
angenommen; doch haben die vorgenommenen Messungen diese Annahme als  
irrig erwiesen. In Wirklichkeit ist das Herciliogebiet um  $\frac{1}{3}$  kleiner, umfaßt  
also nur etwa 230 000 ha, von denen, wie oben erwähnt, schon 127 318 ha  
von der Gesellschaft perimetrisch vermessen sind.

Das Herciliogebiet beginnt westlich von Aquidaban kurz vor der Serra  
do Mar, an der Straße, welche von Blumenau nach Curitibaos führt. Hier  
zweigt sich die oben erwähnte Zugangsstraße nach der Ortschaft Hammonia ab,  
wo bereits ein Einwandererschuppen gebaut ist, und auch schon Kolonisten  
von Blumenau aus angesiedelt werden.

Begrenzt wird das Herciliogebiet südwestlich von der Serra do Mirador,  
nördlich von der Serra do Espigão, welche es von Lucena und dem Fluß-  
gebiet des Rio Preto trennt, und östlich von der Serra do Mar, der Grenze  
gegen das Thal des Rio Benedetto, welches sich hier zwischen die Blumenauer  
Hansa und die Hansa am Itapocú schiebt.

Von Hammonia aus wird die Straße nordwestwärts, dem Rio Hercilio  
folgend, weiter geführt werden, und ist zunächst die Anlage von noch zwei  
Ortschaften in Aussicht genommen, Bremen an der Einmündung des Rio  
Krauel in den Rio Hercilio, und die Ortschaft Lübeck, an der Mündung des

Rio Plate. Von Hammonia bis zum Rio Plate und von dort bis Moëma ist bereits ein Saumthierpfad (picadão) mit erheblichem Kostenaufwand angelegt worden. Er wird nach seiner Vollendung den Namen „Hercilio-Straße“ führen und in die weiter oben erwähnte Felipe Schmidt-Straße einmünden.

Diese projektierte Straße von Hammonia bis Moëma wird 79,3 km lang werden. Da die Entfernung von Blumenau bis Hammonia 78,5 km beträgt, so wird die gesammte Distanz von Blumenau nach Moëma sich auf 157,8 km belaufen. Neuen Mittheilungen zufolge sollen bereits Bewohner des Hochlandes von Rio Negro mit Lastthieren auf dem Picadao bis Hammonia und Neisse (Aquadaban) gekommen sein, um Einkäufe zu machen. Außer diesem Saumthierpfad sind in dem Itajahydistrikt noch 25 036 m provisorische Wege angelegt worden.

Rechnet man zu all' diesen Straßen- und Wegebauten noch 109 902,2 m Flußaufnahme im Innern der beiden Distrikte Itapocú und Itajahy-Hercilio, so ist es wirklich staunenswerth, was die Kolonieverwaltung in nicht viel über zwei Jahren geleistet hat, eine Leistung, die nur der voll würdigen kann, der die Schwierigkeiten kennt, welche bei diesen Wegebauten durch Urwald und über Berge und Felsen, durch Thäler und Schluchten zu überwinden sind.

Und doch können alle diese Arbeiten nur einen bedingten Werth haben, wenn nicht endlich die verschiedenen Eisenbahnprojekte, die auf Herstellung einer schnellen und billigen Verbindung der hier in Frage kommenden Kolonisations-Gebiete mit der Küste oder wenigstens mit den Flußhäfen abzielen, zur Ausführung gelangen.

Nachdem die erforderlichen Studien und sonstige Vorarbeiten unter erheblichem Zeit- und Kostenaufwand beendet worden, durften die hiesigen Deutschen hoffen, daß das deutsche Großkapital nicht länger zögern würde, sich an der Erhaltung ihrer fünfzigjährigen Kulturarbeit und an der Fortsetzung derselben in dem großen, fruchtbaren Gebiet der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft durch Aufbringung der zum Eisenbahnbau nöthigen Mittel zu betheiligen; aber leider wird ihre berechnete Ungeduld auf eine harte Probe gestellt.

Sollte man in Deutschland in dieser passiven Haltung verharren, so wundere man sich später nicht, wenn der wirthschaftliche Nutzen unserer Arbeit anderen Völkern zu Gute kommt und der deutschen Auswanderungspolitik eines der zur Ansiedlung von Deutschen geeignetsten Gebiete verloren geht, mit welchen sie heute überhaupt noch rechnen kann.

### Schlußbemerkung.

Am Schluß dieser kleinen Skizze möge zur Vervollständigung derselben noch das zusammenfassende Urtheil Platz finden, welches der Verfasser in der Joinvillenser Zeitung vom 29. September 1899 über das Kolonisationsunternehmen der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft schrieb: „An Umfang ein stattliches Fürstenthum, gehört das Kolonisationsgebiet an landschaftlicher Schönheit, Fruchtbarkeit des Bodens und Milde des Klimas zu den gesegnetsten Ländern. Seine umgrenzenden Gebirgsketten weisen zwar keine in die Wolken ragenden Bergriesen auf; dafür aber sind sie von einer wunderbar abwechslungsreichen Formation. Rein und scharf begrenzt heben sich vom Horizont die Linien des Gebirgsstocks ab, unverkennbar seinen vulkanischen Ursprung in den überall vorherrschenden Bergketten verrathend, welche bald vom Fuße des Gebirges, bald vom Kamm eines langgedehnten Bergrückens in wunderbarer Gleichmäßigkeit aufsteigen.

Während diese Grenz- und Hauptgebirge nach Westen und Norden zu in das eigentliche Hochland übergehen, senden sie nach Osten in das Hauptgebiet der Kolonisation mehr oder weniger ausgedehnte Hügelketten, die allmählich in weite Ebenen verlaufen, durchzogen von großen Strömen und kleinen Flüssen und Bächen.

Und all' das Land, Berg und Thal, ist bedeckt von jungfräulichem Urwald, voll der besten Nutzholzer, und harret nur der menschlichen Arbeit, um Hunderttausenden eine neue Heimath zu bieten.

Die Luft, welche an der Küste durch ihren hohen Feuchtigkeitsgehalt, besonders im Sommer schwül und erschlaffend, ist in dem höher gelegenen Kolonisationsgebiet schon bedeutend frischer, und das Klima des Hochlands, welchem im Winter Schnee und Eis nicht fehlt, erhält dem Europäer die volle geistige und körperliche Frische und Rüstigkeit seiner alten Heimath.

Die Besiedlung dieser Ländereien wird für den Staat Sta. Catharina eine neue Periode seiner wirthschaftlichen, politischen und nationalen Entwicklung bringen. Die landwirthschaftliche Produktion des Staates wird durch die künftigen Kolonien verdoppelt, neue Industrieen werden hier entstehen und dem Handel weite Bahnen eröffnen. Das Hochland, welches bisher wirthschaftlich isolirt war, wird durch eine zusammenhängende Kette neuer Ansiedlungen mit der Küste verbunden und ein reges Ineinanderleben beider bisher sich fremd gebliebenen Regionen erst jetzt ermöglicht. Mit der Zunahme der Bevölkerung im Nordgebiet des Staates wird naturgemäß der politische Schwerpunkt, welcher bisher nach Süden gravitirte, mehr und mehr nach Norden und nach dem Hochland hingelenkt.

Das Volkselement aber, von welchem all' die Umwälzungen ausgehen, und dem der Staat seinen neuen Aufschwung zu verdanken haben wird, das Deutschthum, wird die Anerkennung seiner Bedeutung im Staatsleben sich nicht länger vorenthalten lassen, und auf lusobrasilianischer Seite wird man sich in den Gedanken finden müssen, daß auch der deutschsprechende Theil der

Bevölkerung des Staats ein Recht auf Existenz in seiner Eigenart, in Sprache und Sitte hat. Erst dann, wenn das Deutschthum sich offiziell diese Anerkennung seiner Existenzberechtigung errungen hat, wird es sagen können, daß es hier eine neue Heimath, ein neues Vaterland gefunden hat. Hierzu beigetragen zu haben durch seine kolonisatorische Thätigkeit, wird nicht das kleinste Verdienst des Hanseatischen Vereins sein. Möge er sich dieser hohen Bedeutung seines Unternehmens bewußt sein und seine Leitung immer im nationalen Sinne geführt werden!



# Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
Vorwort von A. W. Sellin .....	1	<b>III. Die einzelnen Kulturgewächse.</b>	
Einleitung .....	3	Der Mais .....	49
<b>I. Von den staatlichen Einrichtungen und dem Deutschthum im Allgemeinen.</b>		Die schwarze Bohne .....	50
1. Verfassung		Der Reis .....	51
im Bund .....	7	Roggen, Weizen, Gerste, Hafer .....	52
in Santa Catharina .....	8	<b>Knollenfrüchte.</b>	
die Municipien .....	9	Die Kartoffel .....	52
2. Die Verwaltung		Die Kará .....	53
Das Steuerwesen .....	10	Die Taja .....	54
Das Justizwesen .....	11	Mangorito .....	54
Der Friedensrichter .....	11	Inhame oder Yams .....	55
Das Korrektrionstribunal .....	12	Die Batate .....	56
Der Rechtsrichter .....	12	Die Mandioca .....	57
Das Schwurgericht .....	12	Der Aipim .....	58
Das Ober-Tribunal .....	13	Arrowroot .....	59
Der Staatsanwalt .....	13	Das Zuderrohr .....	59
Gerichtsschreiber und Notar .....	13	Der Kaffeebaum .....	62
Die Bundesgerichtsbarkeit .....	13	Der Tabak .....	63
Die Rechtspflege .....	14	Ingwer .....	65
Die Polizeiverwaltung .....	14	Ricinus, Erdnuß, Sonnenblume .....	65
Das Militärwesen .....	16	Baumwolle .....	65
Post- und Telegraphenwesen .....	16	Ramie, Seide .....	66
Kirche und Schule .....	16	Abobaras .....	66
Einwanderung und Kolonisation .....	17	Gemüse .....	66
Politische und wirtschaftliche Stellung der Deutschen .....	18	Obst .....	67
Der Brasilianer am Itapocu und der deutsche Kolonist .....	20	Wein .....	67
		Die Banane .....	67
<b>II. Der Kolonist im Urwalde.</b>		<b>IV. Die Viehzucht .....</b>	68
Die Bodenformation und das Klima .....	23	<b>V. Uebersichtliche Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Verrichtungen in den einzelnen Monaten .....</b>	72
Die Bodenbeschaffenheit .....	25	<b>VI. Anhang.</b>	
Krankheiten .....	25	Maße und Gewichte .....	78
Bugres .....	27	Geld und Münzen .....	79
Die Thierwelt .....	28	Der Kurs .....	80
Schlangen .....	30	Kurstabelle .....	81
Ameisen, Mosquiten, Baratten .....	31	<b>VII. Beitrag zur Chronik der „Hansa“, des Gebietes der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft m. b. H. in Hamburg.</b>	
Der Urwald .....	32	1. Der Hamburger Kolonisationsverein von 1849 und die Fabriische Landkonzession .....	82
Jagd und Fischerei .....	33	2. Die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft m. b. H. und die einleitenden Schritte zur Kolonisation .....	84
Die erste Ansiedlung.		3. Die Straßenarbeiten zur Erschließung des Kolonisationsgebietes .....	85
Die Auswahl des Bauplatzes .....	34	4. Das Kolonisationsgebiet .....	86
Der Waldschlag .....	34	5. Einwanderung und Besiedelung .....	88
Die Roça, Brennen und Aufräumen des Waldschlages .....	35	6. Die Straßenbauten innerhalb der Koloniedistricte .....	
Der Hausbau .....	36	a) im Itapocugebiet .....	89
Vom Herd, Backofen und Brodbaden .....	38	b) im Itajahy-Perçiliogebiet .....	90
Die erste Pflanzung .....	38	Schlußbemerkung .....	92
Warnung für bemittelte Einwanderer .....	41		
Verdienst und Leben in der Anfangszeit .....	44		
Vorzüge der hiesigen Landwirtschaft .....	45		
Eignet sich nur der Bauer als Kolonist? .....	46		
Ist die Auswanderung nach hier zu empfehlen? .....	47		

15  
100  
200  
300  
400  
500  
600  
700  
800  
900  
1000  
1100  
1200  
1300  
1400  
1500  
1600  
1700  
1800  
1900  
2000  
2100  
2200  
2300  
2400  
2500  
2600  
2700  
2800  
2900  
3000  
3100  
3200  
3300  
3400  
3500  
3600  
3700  
3800  
3900  
4000  
4100  
4200  
4300  
4400  
4500  
4600  
4700  
4800  
4900  
5000  
5100  
5200  
5300  
5400  
5500  
5600  
5700  
5800  
5900  
6000  
6100  
6200  
6300  
6400  
6500  
6600  
6700  
6800  
6900  
7000  
7100  
7200  
7300  
7400  
7500  
7600  
7700  
7800  
7900  
8000  
8100  
8200  
8300  
8400  
8500  
8600  
8700  
8800  
8900  
9000  
9100  
9200  
9300  
9400  
9500  
9600  
9700  
9800  
9900  
10000

